

Gespürte Heimat.

Das Heimatkonzzept in Stephan Thomes

Roman *Grenzgang*

by

Karin Olliges

A thesis
presented to the University of Waterloo
in fulfilment of the
thesis requirement for the degree of
Master of Arts
in
German

Waterloo, Ontario, Canada, 2010

© Karin Olliges 2010

Author's Declaration

I hereby declare that I am the sole author of this thesis. This is a true copy of the thesis, including any required final revisions, as accepted by my examiners.

I understand that my thesis may be made electronically available to the public.

Abstract

This thesis explores the representation of *Heimat* in Stephan Thome's novel *Grenzgang* (2009). The concept of *Heimat* is a subjective and therefore challenging idea, as a result there is no generally accepted definition of *Heimat*. Thus notions that contribute to the conception of *Heimat* – nostalgia, womanhood, the triad of province-city-world as well as nationhood and tradition – are analysed in the present work.

Far beyond the cliché of an idyllic *Heimat* as a place to escape from real life, *Grenzgang* demonstrates a more modern version of the concept. The inhabitants of the Hessian town Bergenstadt, especially the protagonists Thomas and Kerstin, have to deal with the harsh reality of their lives. Since the Hessian countryside is caught up in the processes of globalization, its inhabitants have new opportunities, but they have to come to terms with new threats as well. The result is increasing insecurity, which in turn is partly buffered by the existing tradition of the “Grenzgang,” i.e. walking along the limits of the town in order to re-establish its borders. That tradition is the connecting element in this novel, causing the inhabitants of Bergenstadt to experience a feeling of security and identity in the traditional community. Furthermore, they build up a relationship with their rural environment and their history.

The novel *Grenzgang* demonstrates that *Heimat* can be acquired actively through social relations even if this *Heimat* is threatened by insecurity. The thesis stresses the progressive character of the individual acquisition of traditions while its special focus is on the subjectivity of the concept of *Heimat*: Each character has to find his or her own form of *Heimat* and by extension his or her identity. *Grenzgang* shows that this can be successfully experienced in the present day. Furthermore the novel's realistic treatment of the countryside differs from the positively-transfigured, negative or ironic representations of previous *Heimat* novels.

Acknowledgements

An dieser Stelle möchte ich mich bei all den Menschen bedanken, die mich während der Erstellung meiner Arbeit begleitet und unterstützt haben.

Mein Dank gilt zunächst meinem Betreuer Prof. James Skidmore von der University of Waterloo. Ich möchte mich für sein Vertrauen in meine Fähigkeiten bedanken, genauso aber auch für seine konstruktiven Gedanken und Anregungen, die mich in meinem Schreibprozess bestärkt und vorangebracht haben.

Mein weiterer Dank gilt meinen beiden Lesern, Prof. Barbara Schmenk und Prof. Alice Kuzniar von der University of Waterloo. Durch Sie habe ich kritische Einblicke in meine Arbeit und neue Ideen für weitere Projekte mit diesem Werk erhalten.

Schließlich möchte ich auch meinen Freunden und meiner Familie meinen Dank aussprechen. Sie haben mich nicht nur während der Erstellung der Arbeit, sondern in diesem ganzen Jahr stets unterstützt. Ein besonderer Dank gilt meiner Partnerin Rike, die immer an mich geglaubt hat, und meinem Vater, der mich den Wert für das Besondere der Heimat gelehrt hat.

Dedication

*Heimat ist dort,
wo man verstanden wird.*

Table of Contents

<i>Author's Declaration</i>	<i>ii</i>
<i>Abstract</i>	<i>iii</i>
<i>Acknowledgements</i>	<i>iv</i>
<i>Dedication</i>	<i>v</i>
1. Einleitung	1
2. „Assoziationsgenerator Heimat“ - Annäherung an ein subjektives Konzept	4
2.1. Räumliche Elemente des Heimatbegriffs	5
2.1.1 Heimat vs. Fremde	5
2.1.2 Die Trias Stadt-Land-Welt	7
2.1.3 Der ideologisch belastete Heimatbegriff zur Jahrhundertwende und in der Blut-und-Boden-Ideologie der Nationalsozialisten	13
2.1.4 Heimat als Territorium	15
2.2 Soziale Elemente des Heimatbegriffs	17
2.2.1 Heimat als Ort der Primärsozialisation	17
2.2.2 Die weibliche Heimat	19
2.2.3 Heimatverbundenheit durch Traditionen	21
2.2.4 Heimat als Ort der Sekundärsozialisation.....	23
2.3 Der Heimatroman	26
2.4 Zwischenbetrachtung	29
3. Ausgewählte Heimatkonzepte und deren Anwendung in Stephan Thomes Grenzgang	33
3.1 Wenn die Vergangenheit zum Sehnsuchtsort wird	33
3.2 Im kranken „Mutterland“ ist keine Harmonie zu finden	40
3.3 Zwischen regionalem Anspruch und globaler Realität: Die Tore der Provinz sind offen	48
3.4 Vaterland vs. Mutterland – Der schwierige Umgang mit der deutschen Heimat	60
3.5 Der Grenzgang lebe hoch! Heimat erleben in der Traditionsgemeinschaft	66
4. Interpretation des Heimatkonzepts in Stephan Thomes Grenzgang	75
5. Schlussbetrachtung	89
Literaturverzeichnis	96

1. Einleitung

Heimat zu haben ist ein „menschliches Grundbedürfnis“ (Mitzscherlich 30). Wie Heimat sich allerdings definiert, darüber besteht soviel Uneinigkeit wie es Definitionen gibt, denn: Heimat ist subjektiv. Die Ansätze reichen vom Schoß der Mutter und dem idyllisierten Kindheitsort über den deutschen Wald und das deutsche Vaterland bis hin zum eigenen Dialekt, dem Zeitgeist oder der Provinz. Bis heute zählt Heimat zu den beliebtesten Ausdrücken der Deutschen (Hofmeister und Bauerochse 7), da der Begriff trotz seines ideologischen Missbrauchs im Nationalsozialismus mit angenehm-wohligen Gefühlen der Geborgenheit, Sicherheit und Verbundenheit im Raum assoziiert wird.

Wo Subjektivität und Emotionsaufgeladenheit den wissenschaftlichen Umgang mit dem Heimatkonzept erschweren, erfreut es sich in der Literatur umso größerer Beliebtheit. Dies war besonders in den Dorfgeschichten und Bergromanen zum Ende des 20. Jahrhunderts der Fall, in denen die Menschen abgeschieden von Zivilisation und Fortschritt ein idyllisches Leben im Einklang mit der Natur führen. Die so kultivierte „Besänftigungslandschaft“ (Bausinger, „Heimat in einer offenen“ 76), die sich in den deutschen Heimatfilmen der 1950er Jahre besonders großer Beliebtheit erfreute, fand erst in den politisch aufgeregten Zeiten der 1960er und 70er Jahre eine deutliche Umwertung im Konzept der „Anti-Heimat“, die die moralische Verkommenheit des Dörflichen betont. Entwicklungen wie die deutsche Wiedervereinigung, die zunehmende Dynamik der Globalisierung und die voranschreitenden Vereinigungsprozesse der Europäischen Union bei gleichzeitig schwindender Bedeutung des Nationalstaats, haben zu einem vermehrten Rückgriff, aber auch zu einer Neugestaltung und -interpretation des Heimatbegriffs und dessen Bedeutungsaspekten in der deutschen Literatur beigetragen (Irchenhauser 3).

Diese Prozesse führen ebenfalls zu einer Zunahme der Bedeutung der regionalen und lokalen Ebenen, welche in einem engen Zusammenhang mit dem Heimatkonzept stehen. Die regionale bzw. lokale Identität spielt auch eine wichtige Rolle in Stephan Thomes Roman *Grenzgang* (2009), der im hessischen Bergenstadt verortet ist. Alle sieben Jahre wird hier die Tradition des Grenzgangs gefeiert, bei dem die Dorfbewohner in einem dreitägigen Volksfest die Grenzsteine der Kleinstadt abwandern. Auch die Protagonisten Thomas Weidmann und Kerstin Werner sind Teil dieser kleinstädtischen Gemeinschaft. Trotz Enttäuschungen und Krisen, wie das Scheitern einer wissenschaftlichen Karriere in Berlin oder die Scheidung vom Ehemann, versuchen sich die beiden Mittvierziger in der hessischen Provinz einzufinden. Der Roman zeichnet sich besonders durch die Bedeutung der Tradition des Grenzgangs aus. Durch das Zelebrieren dieses Brauchtums werden die Bergenstädter in der Traditionsgemeinschaft miteinander verbunden. Außerdem bauen sie dadurch ein besonderes Verhältnis zu ihrer natürlichen Umgebung und der Geschichte des Ortes auf. Da das Heimatkonzept insbesondere auf den sozialen und räumlichen Aspekten beruht, soll dies für die Analyse dieses Romans fruchtbar gemacht werden.

Hierbei ist zunächst zu klären, welches Verständnis von Heimat in *Grenzgang* anzutreffen ist. Auch stellt sich die Frage, in welcher Relation Thomes Ansatz zu anderen Aspekten des Heimatkonzepts steht. Gibt es hier Überschneidungen bzw. Kontrastierungen? Und können neue Elemente des Heimatkonzepts ausgemacht werden? Da *Grenzgang* in der hessischen Provinz spielt, muss ferner geklärt werden, inwiefern sich „Heimat“ und „Provinz“ voneinander abgrenzen lassen. Ferner soll kurz auf die literarische Gattung des Heimatromans eingegangen werden: Greift Thome in seinem Werk auf bekannte Motive dieses Genres zurück bzw. verwendet er neue Elemente? Und lässt sich *Grenzgang* in dieses Genre einordnen bzw. ist eine

Einordnung des Romans angesichts der Vielschichtigkeit des Konzepts überhaupt sinnvoll?

Es wird davon ausgegangen, dass in *Grenzgang* eine aktive Aneignung von Heimat in sozialen Beziehungen, stattfindet, die nach dem Verständnis von Wilhelm Brepohl die „Ich-Du-Sache-Beziehungen“ (14) umfassen. Dies bedeutet, dass die Verbindungen der Menschen untereinander immer in Relation zur natürlichen Umgebung gesehen werden müssen, in denen die menschlichen Beziehungen eingebettet sind. Dies ist vor allem bei der Traditionsgemeinschaft der Fall, die durch den Grenzgang erzeugt wird, genauso aber auch durch den Aufbau einer Partnerschaft oder das aktive Bemühen um Freundschaften. Bergenstadt als Umgebung, die diese Beziehungen prägt, ist allerdings von zahlreichen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen geprägt, was zu stetigen Veränderungen und einem Gefühl der Unsicherheit unter den Bewohnern führt. Nur durch eine fortwährende aktive Aneignung der eigenen Umgebung kann hier Heimat erfahren werden.

Bevor hierauf allerdings konkreter eingegangen wird, sollen zunächst die wichtigsten Aspekte des Heimatkonzepts vorgestellt werden, welche sich in räumliche und soziale Elemente gliedern. Ebenfalls wird kurz die Gattung des Heimatromans vorgestellt. Im Anschluss werden die wichtigsten fünf Aspekte des Heimatkonzepts für die Analyse des Romans fruchtbar gemacht. Hierzu zählen das Verhältnis von Heimat zur Nostalgie und zur Weiblichkeit sowie die Trias von Provinz-Stadt-Welt. In den letzten beiden Unterkapiteln wird der Fokus besonders auf die sozialen Beziehungen gesetzt, die sich im Verhältnis von Heimat zur Nation sowie von Heimat zur Tradition ausdrücken. In der Interpretation werden diese fünf Subkapitel dann zusammengeführt, wobei das Heimatkonzept in Thomes Roman herausgearbeitet und eine Verortung des Werks im Genre des Heimatromans versucht wird.

2. „Assoziationsgenerator Heimat“ - Annäherung an ein subjektives Konzept

Das Konzept von „Heimat“ ist vieldeutig. Jeder weiß, wovon er spricht, wenn er von „seiner Heimat“ berichtet: Er erinnert sich an eine Zeit seines Lebens (meist die Kindheit), hat Orte und Begebenheiten vor Augen und verbindet damit bestimmte Geschmäcker, Gerüche, Bilder und Gefühle. Insbesondere das letztgenannte, das Heimatgefühl, macht diese Verbundenheit aus, wodurch „Heimat haben“ zu einem höchst subjektiven Erlebnis wird. Diese Subjektivität trägt auch zur Vielfalt der möglichen Heimatvorstellungen und -Konzepte bei, sodass eine Festlegung auf *eine* wissenschaftliche Definition des Heimatbegriffs zum Ausschluss wichtiger Teilelemente führen muss, die dem „Assoziationsgenerator“ (Gebhard, Geisler und Schröter 9) Heimat nicht gerecht werden kann. Dabei war dieser seit dem späten Mittelalter ein Rechtsbegriff, der den Grundbesitz einer Familie, also Haus und Hof beschrieb, welche an den ältesten Sohn weitervererbt wurden (Bausinger, „Begriffsgeschichte“ 77). Erst zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Heimatbegriff über den juristischen Kontext hinaus in zahlreichen Feldern wie der Religion, der Politik, der Naturwissenschaft oder der Literatur fruchtbar gemacht. Genauso wurde Heimat aber auch Gegenstand des politischen Missbrauchs und der Manipulation. „The term Heimat, one could argue, has entered into so many different discussions in such diverse areas of German society that it would be a great mistake to search for a solitary meaning, a single truth behind all the white noise“ (Applegate 4). Statt einer Begriffsdefinition wird hier folglich ein ganzes Begriffsfeld eröffnet, dessen wichtigste Aspekte im Folgenden herausgearbeitet werden sollen. Auch wenn nicht alle behandelt werden können,¹ ist es dennoch

¹ Aspekte wie Heimat in der Sprache, Heimat im religiösen bzw. im heutigen juristischen Kontext oder das Heimatempfinden von MigrantInnen und Minderheiten in der Gesellschaft konnten aufgrund des Umfangs der Arbeit keine umfassende Erwähnung finden. Ausführlichere Darstellungen hierzu sind u.a. bei Andrea Bastian: *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache* (1995), Christopher Wickham: *Constructing Heimat in Postwar Germany. Longing and Belonging* (1999) und Florentine Strzelczyk: *Unheimliche Heimat. Reibungsflächen zwischen Kultur und Nation* (1999) zu finden.

wichtig, einzelne Bedeutungsnuancen zumindest kurz anzureißen, um die Bedeutungsvielfalt und -Tiefe eines Konzeptes aufzuzeigen, das von der Kulturindustrie häufig auf eine „schöne Fassade“ (Bausinger, „Begriffsgeschichte“ 83) reduziert wird.

2.1. Räumliche Elemente des Heimatbegriffs

2.1.1 Heimat vs. Fremde

Die Fremde ist ein grundlegender Gegensatz, durch den sich das Heimat-Konzept konstituiert: „Kein Begriff der Heimat ist denkbar ohne den der Fremde oder Ferne“ (Pott 8). So wird Heimat einerseits von der Fremde abgegrenzt und als überschaubarer und abgegrenzter Raum empfunden, in dem man Geborgenheit, Sicherheit, Stimulation und letztlich Identität erfährt (Greverus, *Auf der Suche* 13). Die Fremde hingegen wirkt für das Individuum auf den ersten Blick bedrohlich, weil man dortige Verhaltensregeln nicht kennt und folglich ein Gefühl der Sicherheit vermisst. Dabei muss nach Forderung zahlreicher Literaten genau dieser Schritt ins Unbekannte, Unheimliche vollzogen werden, um überhaupt erst die Heimat schätzen zu können. Dies macht der Literaturkritiker Walter Jens klar, wenn er Theodor Fontane zitiert: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“ (17). Erst wenn das Individuum also den Schritt heraus aus seiner bekannten Umgebung wagt, wird es die Heimat wirklich zu schätzen wissen. Dabei betont Jens die Wichtigkeit des Toleranzgedankens gegenüber dem Fremden: „Heimat [...] ist allein dort, wo Provinzialität durch weite Horizonte, Selbstbewusstsein durch Offenheit gegenüber dem Fremden konterkariert wird“ (25). Auch Bernhard Schlink erkennt das „eigentliche Heimatgefühl [im] Heimweh“ (32). Im Gegensatz zu Jens spricht er allerdings nicht von einer konkreten, erfahrbaren Heimat, sondern sieht in der heutigen Gesellschaft nur noch die Möglichkeit einer Utopie, die in der Vergangenheit (Erinnerungen, vergangene Träume,

Sehnsüchte) (Schlink 35) oder Zukunft, wie bei einem noch zu bauendes Haus, angesiedelt ist (33). Das heißt, dass es keine Heimat in der Gegenwart geben kann, sondern nur dass ein Sehnen nach Vergangenem oder Zukünftigem vorherrscht.

Ein weiterer Aspekt des Heimat-Fremde-Antagonismus' ist der des Unheimlichen, der schon immer ein Teil des Heimlichen, also des Altbekannten bzw. Vertrauten, ist, wie der Psychoanalytiker Sigmund Freud feststellt: „[D]as Unheimliche ist etwas dem Seelenleben Vertrautes, das ihm nur durch den Prozess der Verdrängung entfremdet worden ist“ („Das Unheimliche“ 267). Folglich stellt das Unheimliche nichts Fremdes oder Neues dar, mit dem ein Individuum konfrontiert wird, sondern ist vielmehr ein bekannter Teil verdrängter Wirklichkeit. Übertragen auf das Heimatkonzept bedeutet dies, dass durch die Schaffung eines Zufluchtsortes Heimat, die Angst vor den Bedrohungen einer Welt, die voller Gefahren und Feinde ist, noch lange nicht überwunden ist (Hüppauf 123). Im Heimatkonzept kommt es zu einer „Überbetonung der psychischen Realität im Vergleich zur materiellen“ (Freud, „Das Unheimliche“ 267).² Dies bedeutet, dass nicht mehr die Realität von Bedeutung ist, sondern nur die Emotionen und Gedanken, die auf eine idealisierte Landschaft übertragen werden und dadurch verklärt wird. Heimat ist kein konkreter Ort mehr, sondern nur noch imaginierte Zufluchtsstätte des Subjekts vor der harten Realität einer ständig sich wandelnden Gesellschaft. Rückzug und Besinnung auf Innerlichkeit sind die Konsequenz (Bastian 183). Der Germanist Peter Blickle erkennt eine wiederkehrende Tendenz der Thematisierung von Heimat: „Heimat buries areas of repressed anxiety. It keeps people from being reminded of that of which they do not wish to be reminded. Whenever fearful changes in modern German-speaking societies occur, Heimat is there, as well“ (14). Dies bedeutet, dass Heimat immer dann thematisiert wird, wenn gesellschaftliche Krisen

² Insbesondere im Heimweh erkennt Freud den Wunsch des Individuums zur Rückkehr in den Mutterleib. Auf diesen Aspekt wird später noch wieder zurückzukommen sein.

oder Umbrüche stattfinden. In solchen Fällen können sich die Individuen vor diesen Veränderungen in eine von äußeren Einwirkungen sichere, imaginierte und idealisierte Heimat flüchten. Diese Ansicht vertreten ebenfalls Gebhard, Geisler und Schröter, die von „Konjunkturen“ (12) von Heimat sprechen. Allerdings betonen sie, dass sich das Heimatdenken dennoch stets unterschiedlich in den einzelnen Phasen ausgestaltete, wodurch sie der sehr kritischen, negativen Bewertung von Blickle zum Heimatkonzept widersprechen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hatte Heimat eine Tendenz zur Öffnung für die Fremde, auf welche eine Phase der Schließung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts folgte. Seit den 1970er Jahren stellen die Autoren wiederum eine Öffnung des Heimatdenkens für die Fremde fest, was für eine grundsätzliche Weiterentwicklung des Heimatbegriffs spricht (Gebhard, Geisler und Schröter 44).

Vor dieser dritten Phase allerdings bedrohte das Fremde in Form von technischem Fortschritt und Zivilisation eine Auffassung von Heimat, die als idealisierter, geschlossener und harmonischer Raum gedacht wurde. Dies war insbesondere in der Zeit der Romantik der Fall, worauf im folgenden Abschnitt eingegangen wird. Aber auch heute noch ist dies zum Teil anzutreffen, wenn durch das Herstellen einer nationalen Kultur festgelegt wird, wer „Insider“/Bürger“ und „Outsider“/Fremder“ ist (Strzelczyk 13), wie zum Beispiel Ausländer, Juden, Frauen, o.ä. So konstatiert Florentine Strzelczyk, dass es bis heute zur „aggressiven Ausgrenzung un-heimlicher [sic!] Anderer“ (27) komme, um das Glück der Heimat zu bewahren.

2.1.2 Die Trias Stadt-Land-Welt

Mit dem Einsetzen der Industrialisierung waren alle gesellschaftlichen Schichten von

der zunehmenden Konzentration des Kapitals und der Arbeit in den Großstädten sowie der damit verbundenen steigenden Mobilität betroffen. Das Bürgertum reagierte auf diese Entwicklungen mit der Flucht in den Bereich des sicheren imaginären Raums. Heimat war für sie eine unkonkrete, nicht in der Wirklichkeit angelegte Vorstellung, ein „Wunschort absoluter Geborgenheit“ (Hüppauf 116). Dieser wurde auf das Land und die Landschaft, das Dorf und die Kleinstadt übertragen (118), als harmonische Räume, in denen das Individuum vor den Schrecken der Realität Zuflucht suchen konnte. Damit verbunden waren klischeebelastete, romantische Vorstellungen von Natur, die zum Teil überhöht wurden durch religiöse Gefühle, wie Hermann Bausinger beispielhaft am Lied „Im Schönsten Wiesengrunde“ zeigt, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Wilhelm Ganzhorn verfasst wurde (Bausinger, „Heimat und Identität“ 17). Der Germanist bezeichnet Heimat hier als „Kompensationsraum, in dem die Versagungen und Unsicherheiten des eigenen Lebens ausgeglichen werden, in dem aber auch die Annehmlichkeiten des eigenen Lebens überhöht erscheinen“ (17). Heimat wird zur „ausgeglichenen, schönen Spazierwelt“ (17). In dieser Zeit erlangt der Heimatbegriff seine gängigste literarische Bedeutung durch die Darstellung von Natur und ländlichem Leben, das verbunden ist mit Stimmungen wie Vertrautheit, Überschaubarkeit, Verwurzelung, Ruhe und Abgesondertheit. Ebenfalls der Verlust der Heimat, der sich durch Heimweh auszeichnet, wird thematisiert (Bastian 180-82). Diese Darstellung, und das betont Bausinger, ist allerdings noch keine reine Gegenwelt oder totale Idealisierung, sondern eine Überhöhung der Realität (18), in der Naturerscheinungen und Landstriche stark emotional aufgefasst werden. Diese Unterscheidung ist wichtig, da die eigentliche Heimatkunstbewegung zum Ende des 20. Jahrhunderts das einfache, unmittelbare und authentische bäuerliche Land, das auch für das Vaterland steht, mit dem hektischen, unübersichtlichen und intellektuellen Charakter der

Großstadt kontrastiert (Gebhard, Geisler und Schröter 25).

Auch wenn sich der Kontrast von Stadt und Land zum Ende des 19. Jahrhunderts noch einmal deutlich verstärkte, so war er doch schon seit der Romantik und dem poetischen Realismus in abgeschwächter Form vorhanden. Damit einher gehen zahlreiche weitere Gegensätze, wie die von Metropole vs. Provinz, Tradition vs. Moderne, Natur vs. Künstlichkeit, organische Kultur vs. Zivilisation oder feste, im Bekannten verwurzelte Identität vs. Kosmopolitismus / Hybridität / Fremdartigkeit / gesichtslose Masse (Boa und Palfreyman 2). Das Land bietet also eine überschaubare, einfache und stabile Ordnung, die das Individuum überblicken kann. Eine solche Darstellung war in der klassischen Idylle, der Dorfgeschichte sowie den Bauern- und Heimatromanen des 19. und 20. Jahrhunderts populär (Willems 384). Dies heißt allerdings nicht, dass es stets zu einer Idyllisierung und Verklärung des Ländlichen gekommen ist. Gottfried Willems zeigt zum Beispiel für die Dorfgeschichte, dass zwar das ländliche Brauchtum und der Dialekt Betonung fanden, um den wahren Volksgeist auszudrücken. Gleichzeitig ringen hier aber genauso die „Kräfte der Beharrung mit denen des Fortschritts“, wodurch der dörfliche Lebensraum ebenso vom Wandel der Moderne erfasst sei wie die Stadt, „wenn auch auf andere, eigene Weise“ (Willems 387). Auf der anderen Seite kann ebenfalls die Stadt eine positive Färbung erfahren, was insbesondere in der dörperlichen Dichtung des Mittelalters und anderen Darstellungen des „mal du pays“ der Fall war (384).

Dabei betont Willems, dass trotz der fehlenden deutschen Großstadtromane des 19. Jahrhunderts eine andere, dritte Ebene in dieser Zeit in der regionalen Literatur Berücksichtigung findet, und zwar die des Globalen als Kolonialismus. So wurden schon lange vor dem 19. Jahrhundert Kreuzzüge und die Fortsetzungen dessen im portugiesischen und spanischen Kolonialismus, Missionszüge und Entdeckungsreisen Teil der europäischen Realität, die auch

literarisch ihren Niederschlag fand. Ähnlich wie bei der Stadt-Land-Dichotomie wurde die Ebene des Globalen als Gegenwelt entworfen, deren Bewertung von den heimischen Verhältnissen abhängig war (388). Ende des 19. Jahrhunderts rückte diese dritte Ebene allerdings zusehends in den Hintergrund, da sich die moderne Literatur nun besonders im „Dickicht der Städte“ ansiedelte, in der Kolonialliteratur keine größere Bedeutung mehr zukam (390).

Dem standen die ländliche Blut- und Bodendichtung sowie die Heimatromane der Heimatkunstabewegung und des Dritten Reichs entgegen, worauf im folgenden Kapitel noch genauer einzugehen sein wird. Durch die nationalsozialistische Verunglimpfung des Heimatbegriffs wurde im „Neuen Heimatroman“ (Willems 391) der Nachkriegszeit (etwa ab den 1970er Jahren) eine kritische Perspektive zum Ländlichen eingenommen. Hier war das Landleben nicht mehr Projektionsraum rück- oder vorwärtsgewandter Utopien (Willems 391). Vielmehr wurde der oft als negativ empfundene Charakter des Ländlichen beschrieben: „Die ländliche Heimat entpuppte [sich hier] vielfach als ein Raum, in dem die moderne Erfahrung der Heimatlosigkeit, der ‚Entwurzelung‘ besonders verzweifelte Züge annahm“ (392). Dadurch wurde das Bild eines „neuen, modernen ‚mal du pays‘ als einen autochthon ländlichem Übelstand entworfen“ (392), das sich durch Enge, soziale Kontrolle und die Ausgrenzung jeglichen Fremdens auszeichnet.

Ein ebenfalls nicht ganz unvorbelastetes Konzept, das eng mit der ländlichen Heimatvorstellung verbunden ist, ist das der Provinz. Trotz der inhaltlichen Nähe ist eine Synonymsetzung der Begriffe nicht möglich, da die Provinz nicht immer als Heimat fungieren kann, wobei umgekehrt, Heimat zwar oft in der Provinz angesiedelt ist, allerdings auch an anderen Orten, wie der Stadt, anzutreffen ist. Eine Gleichsetzung von Heimat mit Provinz kritisiert auch Norbert Mecklenburg, da die Heimat gerne nostalgisch verklärt werde und dieser

Synonymisierung ein „kulturpessimistisch-agrarromantische[s] Syndrom“ (Mecklenburg, *Grünen Inseln* 51) zugrunde liege, das in der neueren Literaturgeschichte breite Wirkung entfaltet habe. Dieser Gegensatz von Metropole habe bisher oft als Antagonismus von „modernitätsbewusstem Antiprovinzialismus“ auf der einen und „provinzbewusstem Anti-Modernismus“ auf der anderen Seite seinen Ausdruck gefunden (Mecklenburg, *Erzählte Provinz* 16). Entweder wurden also moderne gesellschaftliche Entwicklungen in deutlicher Abgrenzung zum ländlichen Raum dargestellt, wie es oft bei literarischen Avantgarden der Fall war, oder der gesellschaftliche Fortschritt bei gleichzeitiger Fokussierung auf die Provinz abgelehnt. Aus einer solchen, von Stereotypen belasteten Unterscheidung leitet Heinrich Vormweg eine grundsätzliche Differenzierung zwischen Urbanität und Provinzialität ab. Das Erstgenannte stehe hierbei für die Fähigkeit „Erfahrungen zu identifizieren, zu vergleichen, zu unterscheiden und sich der Realität erkennend zu stellen“ (Vormweg 289). Sie sei eine Erscheinungsform der Aufklärung, während in der Provinzialität Realitätsverlust vorherrsche. Man flüchte sich in die Innerlichkeit, wodurch das Soziale, das Gesellschaftliche und auch jegliche Reflektion von Politik und Macht abwesend sei (286). Somit sei Provinz keine geographische Bedingung, sondern ein sozialer Zustand (291).

Auch Norbert Mecklenburg sieht im Provinzbegriff ein „soziokulturelles Deutungsmuster“ (Mecklenburg, *Grünen Inseln* 49), das auf den Gegensatz zur großstädtischen, modernen Welt abzielt. Im umgangssprachlichen Gebrauch werden bei der „Provinz“ oft Bedeutungselemente wie territoriale Enge, Abgelegenheit, kulturelle Unterentwicklung, Zurückgebliebenheit und Dominanz von Natur und Landschaft hervorgehoben. Der Germanist betont allerdings, dass Provinz nicht nur ein kulturkritisches Schimpfwort ist, sondern auch Ausdruck einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, da eine „Provinzialisierung bestimmter Regionen“ (50) sozialgeschichtlich genauso zu erfassen sei wie die gesellschaftliche

Modernisierung. Außerdem stellt er heraus, dass Versuche seitens der Zivilisationskritiker unternommen wurden, Provinz als positiven Wertbegriff darzustellen. So würden in der Provinz Lebensmöglichkeiten existieren, die das „falsche Leben“ in den Großstädten nicht mehr bietet. Dadurch erhält der Begriff eine „utopische Aura“ (50) und verschwimmt mit dem der „Heimat“, wenn diese ebenfalls auf ein anderes, „richtiges Leben“ (50) ziele. Dies ist ebenfalls bei der „Region“ der Fall, wenn diese sich genauso kritisch von Metropolen und Herrschaftsapparaten distanziert. In „Heimat“ wiederum sieht Mecklenburg eine „gedankliche Leerform, die desto mehr Gefühle und auch ideologische Vorstellungen an sich zieht, je geringer ihr objektiver Sachgehalt ist“ (51). Auch wenn seine Grundbedeutung die eines „Zugehörigkeitsraums“ (51) ist, wird der Heimatbegriff oft mit Emotionen aufgeladen oder politisch missbraucht, was eine klare Definition erschwert. Klar definierbar und „viel wertneutraler“ (50) als die beiden letztgenannten Begriffe sei hingegen der Regionsbegriff. Bei der „Region“ stehe die Territorialität im Vordergrund, die gefühlsmäßige und praktische Bezogenheit auf einen soziokulturellen Raum, der Identität, Sicherheit, Befriedigung und Entfaltung ermöglicht, wodurch sich die „Region“ dem Heimatbegriff annähere. Trotz der aufgezählten Konnotationen, die insbesondere mit dem Provinzbegriff verbunden werden, betont Mecklenburg auch die Möglichkeit eines kritischen Regionalismus, in der die Provinz als „Moment komplexer gesellschaftlicher Totalität dargestellt“ wird (37).

Ähnlich wie bei den oben genannten Phasen der Offenheit und Geschlossenheit von Heimatvorstellungen, existiert die Möglichkeit einer offenen bzw. geschlossenen Provinz. Während die geschlossene Provinz die Region als abgeschlossenen Mikrokosmos darstelle, sei ein realistisches Schreiben nur in der Offenheit der Provinz möglich. Dies zeigt sich durch das subjektive Überschreiten von Grenzen und Verlassen des eigenen Herkunftsortes oder das

Übereinandergehen von verschiedenen Regionen (Mecklenburg, *Grünen Inseln* 41-42). Nur so, also indem die Fremdheit aufgehoben werde, sei Heimat in der Region oder der Provinz möglich (68).

Die von Mecklenburg dargestellten Unterschiede und Überschneidungen von „Region“, „Provinz“ und „Heimat“ sind wichtig und sinnvoll. Insbesondere Provinz und Heimat weisen zahlreiche Überschneidungen auf, die zur Kenntnis genommen werden müssen, wenn im Folgenden mit diesen Ausdrücken gearbeitet wird. Allerdings sind die beiden Konzepte nicht deckungsgleich, da Heimat zahlreiche Bedeutungsaspekte aufweist, die bei der Provinz nicht anzutreffen sind. Provinz wird in diesem Kontext als ein Aspekt des Heimatkonzepts aufgefasst, das neben zahlreichen anderen existiert. Hierzu zählt u.a. auch die Verbindung von Nation bzw. Vaterland mit Heimat, die im nächsten Punkt behandelt werden soll.

2.1.3 Der ideologisch belastete Heimatbegriff zur Jahrhundertwende und in der Blut-und-Boden-Ideologie der Nationalsozialisten

Die Idee einer geschlossenen Provinz und Heimat wurde hingegen sehr stark in der Heimatkunstabewegung Ende des 19. Jahrhunderts propagiert, die den Grundstein legte für die nationalsozialistische Blut-und-Boden-Ideologie. Heimat wurde hier benutzt, um das individuelle Bedürfnis nach Identität auf ein größeres Territorium „Vaterland“ zu übertragen, wobei der Heimatbegriff durch diese Gleichsetzung auch auf die politische deutsche „Nation“ ausgedehnt wurde (Bastian 124). Dieses politische Identifikationspotential fand bei vielen Menschen Anklang, die vom Niedergang ländlicher Lebensformen als auch von der steigenden geographischen und sozialen Mobilität im Zuge der Industrialisierung betroffen waren. Dazu gehörte ebenfalls das zivilisationskritische Bürgertum, das den neuen Entwicklungen in den

Städten kritisch gegenüber stand (122). Die Heimatbewegung versuchte diesen Neuerungen entgegenzutreten und die dadurch entstandenen Unsicherheiten zu kompensieren. Dies geschah durch die Betonung des Traditions- und Gemeinschaftsbewusstseins des Volkes. Hierbei wurde der Heimatgedanke ideologisch nutzbar gemacht, wenn die „Erziehung zum deutschen Volksbewusstsein [...] über die Erziehung zum deutschen Heimatbewusstsein“ (124) stattfand. Einen entscheidenden Beitrag zu dieser Vaterlandsideologie leistete auch der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, der den Bauern zum nationalen Tugendsymbol erhob. So bildeten die Bauern „den rohen, aber ungefälschten Kern des deutschen Wesens“ (Riehl 23, zit. nach Führ 15) und seien der „naivste, ursprünglichste, in den derben Linien angelegte“ (Riehl 24, zit. nach Führ 15) Stand, der nach wie vor in einer von Autorität und Pietät geprägten, patriarchalischen Ordnung lebe (Riehl, zit. nach Bastian 123). Eine solch positive Haltung zu ländlicher Provinz und Boden findet auch Ausdruck im Aufsatz des Philosophen und Pädagogen Eduard Spranger, wenn er die individuelle Heimat zu einer kollektiven erklärt (Bastian 131). Heimat sei für ihn „erlebte und erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden“ sowie „geistiges Wurzelgefühl“ (Spranger, zit. nach Ecker 19). Heimat sollte also nicht mehr an eine überschaubare, subjektive Welt gebunden sein, sondern zu einem Ganzheitserlebnis des Menschen werden, das er durch Verbundenheit mit der Natur wie auch mit dem Volk als große Gemeinschaft erlebt (Bastian 133). Dabei kommt wieder der Stadt-Land-Gegensatz zum Tragen, in dem der ländliche Raum als heil, gesund und wertvoll angesehen wird, während die Stadt krank und „unwert“ sei (Greverus, *Suche nach Heimat* 40).

Der Heimatboden hatte aber im nationalsozialistischen Gebrauch auch andere Konnotationen und diente der Rechtfertigung des Expansionsstrebens Adolf Hitlers um ein deutsches Weltreich aufzubauen. Heimat wurde hier zum „dynamic token of expansionist

ambitions or a reactionary expression of German identity under threat“ (Boa und Palfreyman 5). Heimat wurde allerdings nicht nur thematisiert, um das Expansionsstreben der Nationalsozialisten zu rechtfertigen. Auch wurde zum „Schutz der Heimat“ aufgerufen, wenn die existierenden Staatsgrenzen in Gefahr waren. Es kam in dieser Zeit zu einer steigenden Zahl von Synonymsetzungen und dem Gebrauch von Komposita, um die Gefühlswerte der Begriffe „Heimat“, „Gemeinschaft“, „Kultur“, „Volk“, „Staat“, „Nation“, „Reich“ [sowie] „deutsch“ (Bastian 135) einander anzugleichen.

Sowohl in der Zeit der Heimatkunstabewegung vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den Zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts als auch zur Zeit des Nationalsozialismus wird das Heimatkonzept ideologisch dienstbar gemacht. Eine grundsätzlich subjektive Vorstellung wird hier zu einem objektiven Wert, zu einer Tugend erhoben, wenn aus Heimatliebe Vaterlandsliebe wird, sich ein Individuum zum „deutschen Heimatvolk“ zugehörig fühlen soll und es „den deutschen Heimatboden“ unter seinen Füßen spürt.

2.1.4 Heimat als Territorium

Wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, wurde der Heimatbegriff in seiner Entwicklungsgeschichte mit zahlreichen Bedeutungen belegt, die ihn verklärt oder idealisiert haben. Deswegen vermeidet die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus auch den Heimatbegriff in ihrem 1972 erschienen Werk *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen* und greift stattdessen auf den des „Territoriums“ zurück. Hier könne der Mensch „Satisfaktion“, also Verhaltenssicherheit, erfahren (Greverus, *Territoriale Mensch* 53), weil er Normen und Werte in diesem Bereich kenne, wodurch er sich den kulturellen Erwartungen gemäß entsprechend verhalten kann (382). Er fühlt

sich sicher, denn er ist Teil des Kollektivs, das ihm auch einen Teil seiner Identität verleiht. Zudem werden hier seine Bedürfnisse nach Schutz und Ruhe sowie nach Aktion und Stimulation befriedigt. Dabei betont die deutsche Kulturanthropologin, insbesondere in ihren späteren Werken, die aktive Aneignung und Mitgestaltung eines solchen Territoriums (Greverus, *Auf der Suche* 17). Durch den Territoriums-begriff und den damit verbundenen Grundbedürfnissen kann Greverus klar zeigen, wo Heimat als subjektives Bedürfnis nach einem Identitätsraum verlangt oder z.B. als Ideologie objektiviert und somit missbraucht wird. Im Vordergrund steht hier die Gewinnung von Identität durch ein dem Individuum bekanntes territoriales und soziales Gefüge. Ähnlich argumentiert Hermann Bausinger, wenn er schreibt: „Heimat steht für Identität – Identität als Übereinstimmung des Menschen mit sich und seiner Umgebung“ („Heimat und Identität“ 24). In der Heimat kann man also Identität finden; eine Gleichsetzung dessen hingegen lehnt er ab. Für ihn zielt Heimat auf eine räumliche Relation, während Identität „eine Frage der inneren Struktur“ sei (13). Heimat stellt zudem für Bausinger einen „Lebenszusammenhang“ dar, der in einer „räumlich-sozialen Einheit mittlerer Reichweite“³ stattfinden kann (26).

Insbesondere Greverus' Territoriums-begriff traf in den späten 1970er und 1980er Jahren den Nerv der Zeit mit dem Aufkommen der ökologischen Bewegung als auch einem steigenden Bewusstsein für das Regionale, was sich in alternativen Wohnprojekten auf Bauernhöfen und in Dörfern ausdrückte (Wickham 30). Bürgerinitiativen gründeten sich, um traditionelle Bauten zu erhalten und Stadtbewohner reisten zunehmend fürs Wochenende aufs Land. Die Gefährdung der Natur und der eigenen Region durch den Neubau von Atomkraftwerken sowie der Suche nach Lagern für die radioaktiven Abfälle der Kernkraftwerke führte ebenfalls zu einer Mobilisierung der Bevölkerung aus Angst vor der Gefährdung ihrer Gesundheit und

³ Mittlere Reichweite steht hier für eine Größenordnung eines Raums auf einer Ebene zwischen supraregionaler Planung und Familie bzw. sozialer Gruppe (Wickham 31).

Lebensqualität. Es fand also eine Rückbesinnung auf das Regionale, auf das eigene Territorium und somit auf die eigene kleine Lebenswelt statt, die dem Individuum seine Identität garantiert. Hier wurden die Menschen gemeinsam aktiv und versuchten sich ihre Heimat anzueignen. Greverus' Territoriums-begriff weist einige Vorteile auf im Vergleich zum emotional besetzten Heimatbegriff. So wird durch ihn der Stadt-Land-Gegensatz im Grunde aufgehoben. Des Weiteren ist er nicht an den Geburtsort oder andere klischeebelastete, rückwärtsgewandte Heimatvorstellungen gebunden. Der Satisfaktionsraum kann in mehreren Orten, Regionen oder Städten gefunden werden, solange die oben aufgeführten Bedingungen erfüllt sind. Eine „zweite“ und „dritte Heimat“ scheint also möglich. Dennoch – und dies ist entscheidend – kann keine Reduktion des Heimatbegriffs auf das „notwendige Raumkorrelat menschlichen Verhaltens“ (Greverus, *Auf der Suche* 17) stattfinden. Hierin sind sich zahlreiche Fachwissenschaftler einig, wie u.a. Andrea Bastian, die zwar die „elementare Bedeutung“ des Territoriums für das Heimatkonzept anerkennt, allerdings auch die Wichtigkeit anderer Teilelemente des Heimatkonzepts betont, insbesondere die des sozialen (72).

2.2 Soziale Elemente des Heimatbegriffs

2.2.1 Heimat als Ort der Primärsozialisation

Wie eingangs schon erläutert, war Heimat ursprünglich unter anderem gleichbedeutend mit dem Geburtsort bzw. einem dauerhaften Wohnort. Neben dieser erneuten räumlichen Ebene des Ortes verweisen die Bedeutungen auch auf die Familie bzw. die Mutter. So gilt in der Soziologie die Familie als die wichtigste Primärgruppe. Neben der Nachwuchssicherung, Kleinkindaufzucht, Kindererziehung und Sozialisation wird die Intimität und Emotionalität der Familienbeziehungen als zentrale Funktion gesehen (Bastian 65). Der universelle Anspruch der

Kernfamilie wird allerdings nicht erfüllt, da in einigen Kulturen die Institution Ehe nur eine schwache Bedeutung hat oder der Vater kaum Kontakt zu seinem Kind hat. Im Idealfall sollten hier Fürsorge und Hilfsbereitschaft ohne Zwang und Gegenleistung erwartbar sein. In der modernen Gesellschaft können aber auch andere Primärgruppen wie Freunde oder Nachbarn, zu denen ein enger Bezug besteht, die Familienzusammengehörigkeit zum Teil ersetzen und deren Funktion übernehmen (65-66). Iring Fetscher setzt diese sozialen Beziehungen in Verbindung mit einem nicht festgelegten Raum:

Heimat, das ist zumindest in erste Linie das Dorf, die Stadt, die Region, in dem Menschen ihre ersten prägenden Erfahrungen gemacht haben, mit denen sie mehr oder weniger nostalgische Erinnerungen verbinden und die sie – wenn nicht traumatische Erlebnisse sie daran hindern möchten – verschönt im Bewusstsein bewahren. (Fetscher 19)

In dieser Definition wird zudem der Sehnsuchts- oder Nostalgiegedanke deutlich, das Zurücksehnen nach einer im Geiste verklärten Kindheits- oder Jugendwelt. Hierauf wird zu einem späteren Zeitpunkt noch ausführlicher eingegangen. Mit der Nostalgie wird ebenfalls der Moment des Utopischen angesprochen, was Ernst Bloch gut auf den Punkt bringt, wenn er Heimat definiert als „etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch nie jemand war“ (Bloch, zit. nach Moosmann 12). Diese Verklärung wird allerdings aufgehoben durch den Einschub „wenn nicht traumatische Erlebnisse sie daran hindern möchten“ (Fetscher 19, siehe obiges Zitat). Zahlreiche Menschen mögen zwar eine solche Idealvorstellung haben. Dennoch darf dies noch lange nicht als Norm vorausgesetzt werden, da Menschen auch schlechte Erlebnisse mit der Kindheit verbinden können, wie einen Heimaufenthalt, Flucht aus einem Land, Missbrauch, o.ä.

Bernd Hüppauf sieht ebenfalls in den ersten Erinnerungen an eine soziale Umgebung, eine regionale Sprache, Gerüche oder Geräusche den Raum, in dem das erste Heimatbild geprägt wird. Dieser bilde „eine Norm und ein Ideal für die Zukunft“ (Hüppauf 112). Er betont dabei die

Wichtigkeit des Verlernens dieser ersten Erfahrungen, denn nur durch Verlernen oder Relativierung dessen sei eine Öffnung für Neues möglich (112). Zudem ist er gegen die Idealisierung der Kindheitsheimat, in der alles Negative ausgeschlossen wird. Eine Flucht in eine „unbedrohte Sicherheit [ist] nur noch unter den Bedingungen falscher Nostalgie zu finden“ (130). Stattdessen müsse auch das Ungeheuerliche hier ihren Platz finden: „[D]ie im Heimatgefühl gehegte Hoffnung ist nur echt, solange sie durch die Erinnerungen an das Ungeheuerliche komplementiert wird. Ein altes Bild von Heimat muss verlernt werden, damit ein neues entstehen kann“ (138). Nur durch einen unverklärten Umgang mit der Vergangenheit kann auch ein ehrlicher Umgang mit der Gegenwart und Zukunft stattfinden, in dem schöne wie auch verunsichernde Elemente, wie das Auftauchen eines Fremden oder neue gesellschaftliche Entwicklungen, ihren Platz haben.

2.2.2 Die weibliche Heimat

Eine der Grundkonstituenten der Primärsozialisation ist, wie oben schon erwähnt, das Verhältnis des Kindes zur Mutter. Gerhard Moebus definiert die Heimat des Kindes zunächst als „mütterliche Lebenslandschaft“, die dem Kind „in Gestalt des Gesprächs mit der Mutter entgegentrete“ (Moebus, zit. nach Bastian 41). Von ihr lernt das Kind auch seine Muttersprache, wobei die hier aufgezeigten Elemente den Idealfall einer behüteten Kindheit voraussetzen. Wächst das Kind zum Beispiel im Heim, muss es diese „Muttersprache“ von jemand anderem erlernen.

Elisabeth Bütfering bezeichnet Heimat als eine „Kategorie des Patriarchats“ (417), da die Männer im alten Rechtsbegriff Haus und Hof vom Vater vererbt bekamen. Frauen waren hier Teil des männlichen Besitzes und blieben auch politisch ohne Gehör, da Grundeigentum,

Aufenthaltsrecht und Wahlrecht aneinander gekoppelt waren (417). Heimat war folglich der Ort weiblicher Produktion. Durch die emotionale Aufladung des Begriffs wurde er dann seit Mitte des 19. Jahrhunderts ödipal besetzt. Darauf zielte insbesondere der oben schon erwähnte Psychoanalytiker Sigmund Freud ab, der im Heimweh das Verlangen des Individuums nach einer Rückkehr in den Mutterleib als das „ehemals Heimische, Altvertraute“ und zugleich furchterregend Unheimliche („Das Unheimliche“ 267) sah. Hier wurde die weibliche Passivität zur Projektionsfläche männlich-regressiver Symbiosewünsche, die Frauenkörper als Heimatlandschaft imaginiert (Bütfering 422), wie im eingangs genannten Zitat auch schon deutlich wurde.

Ferner haben die Geschlechter in Heimaterzählungen relativ feste Positionen: „Heimat ist vorwiegend von Frauen bevölkert, die deren Konstanz garantieren, dort arbeiten und warten, während männliche Figuren ausziehen und heimkehren, im Krieg kämpfen, sich nach der Heimat sehnen“ (Ecker 12-13). Solche Vorstellungen greifen auf mythische Modelle, wie die Vertreibung aus dem Paradies oder die schon erwähnte ödipale Rückkehr in den Schoß der Mutter zurück (14). Die weibliche Besetzung von Heimat wird auch in Kriegstexten deutlich. Während die Männer für das Vaterland kämpfen, sehnen sie sich nach der sicheren, weiblichen bzw. mütterlichen Heimat, wobei beides zum Mythos der Nation beiträgt (Boa und Palfreyman 3). Ebenfalls kann dieses Sehnen nach Heimat aber auch einen regressiven bzw. tödlichen Aspekt tragen, wenn dies auf „Mutter Erde“ bezogen wird, die zwar „life-giving but also death-dealing“ (Boa und Palfreyman 27) ist. Seit der Jahrhundertwende verschmelzen dabei Mutter und Ehefrau bzw. Geliebte zu einer imaginären Gestalt (Ecker 15), die insbesondere in der Kriegsrhetorik stark idealisiert wird, wenn Heimat „mütterlich“ ist, den „Lebensschoß“ darstellt (14). So wird Heimat zum Ort des Begehrens, ist Produkt weiblicher Anstrengung in psychischer und

physischer Art. Sie stellt den Zusammenhalt von Heimat her, der den ersehnten Zustand von Widerspruchsfreiheit, Sicherheit und Harmonie garantiert (30). Wird die Mutter in literarischen Texten hingegen als krank oder gesund dargestellt, kann dies auch die Krankheit oder Gesundheit der Heimat symbolisieren: „[D]ecadence or poverty [is] often [...] signified in the figure of a sickly mother“ (Boa und Palfreyman 26). Ebenfalls kann der mütterliche Schoß zu eng werden, sodass eine Flucht des Kindes ins „Vaterland“ stattfindet (26). Diese Metapher kann unterschiedlich gedeutet werden, sei es, dass der Sohn zur Armee geht und dem Vaterland dient oder dass das Kind einfach im generellen Sinne die Welt hinauszieht, da der Mann auch für den Bereich des Öffentlichen/Mobilen steht und die „weite Welt“ folglich seine Sphäre ist. Das Attribut des Häuslichen hingegen wird von der Frau erfüllt.

Diese geschlechterbestimmte Rollenzuweisung von weiblicher Heimat, Muttersprache aber auch weitergehende Assoziationen wie „Mutter Erde“ auf der einen und der des zum Beispiel männlich konnotierten Vaterlandes sind aufschlussreich und haben insbesondere während des ersten und zweiten Weltkrieges eine wichtige Rolle gespielt. In den späteren klischeebelasteten Heimatfilmen wurde ebenfalls auf diese Rollenzuweisung Bezug genommen, die einer konservativen Gesellschaftsordnung entspricht und für eine Analyse fruchtbar gemacht werden kann. Zu diesem Konservatismus zählen ebenfalls langjährige Traditionen und Brauchtümer, die eine wichtige soziale Funktion erfüllen und einen weiteren Teil des Heimatkonzepts darstellen.

2.2.3 Heimatverbundenheit durch Traditionen

Traditionen, Bräuche und Rituale wie zum Beispiel Volksfeste, Rituale vor, während und nach einer Hochzeit, bei der Geburt, o.ä. haben eine wichtige soziale Funktion. Sie fördern

„Bindemechanismen, die die Integration und Identität einer Gemeinschaft nach innen hin verdichten und verstärken und [besitzen] zugleich Abgrenzungscharakter gegenüber dem Fremden“ (Bastian 56). Es wird eine „Ingroup“ (Kunne 31) geschaffen, d.h. wer die Verhaltensregeln nicht kennt und nicht Teil der gemeinsamen Vergangenheit ist, die aus der Weitergabe des Brauchs an die jeweils nächste Generation resultiert, kann nicht an der Gruppe teilhaben. Folglich dienen die Traditionen der Identitätsbildung einer Gemeinschaft und somit auch der Bildung eines Heimatgefühls, da nur diese die genauen Regeln und Vorgehensweisen kennt. Gerhard Handschuh warnt hier vor den Gefahren einer zu engen Brauchtumpflege, da dies auch dazu führen könne, dass das Anpassungsvermögen für neuartige Situationen eingeschränkt wird, wodurch es im einzelnen auch zu Konflikten angesichts verschiedener Wertvorstellungen führen könne (641).

Dabei haben Traditionen eine universale Bedeutung über alle kulturellen Grenzen hinweg, indem diesen Elemente der Selbstdarstellung (Trachten), der Beschwichtigung und Anteilnahme (Trauer, Freude, usw.), der Bewirtung und des Gedankenaustausches (gemeinsames Essen) sowie des gemeinsamen Handelns (Aufmärsche, Gesänge, Tanz, Musik) gemein sind (58). Die Vielzahl an möglichen Ritualen ordnet den Alltag der Menschen, wodurch sie ein Gefühl der Sicherheit erhalten. Selbst die Tatsache, dass viele Rituale und Bräuche ihre ursprüngliche, historische Funktion eingebüßt haben, mindert nicht die Möglichkeit der Stiftung von Verbundenheit und Sicherheit (59). Dieser Wunsch nach einer vertrauten Realität und kultureller Stabilität, kurzum, nach einem Gefühl von Heimat in einer so unübersichtlich gewordenen Gesellschaft erfährt in den vergangenen Jahrzehnten ihren Ausdruck in der Pflege dieses oft relikthaft vorhandenen Brauchtums (Cremer 37).

2.2.4 Heimat als Ort der Sekundärsozialisation

Mit zunehmendem Alter tritt das Individuum aus der Familie heraus und nimmt vielfältige soziale Beziehungen mit seiner Umwelt auf. Dazu gehören neben Nachbarn und Freunden auch soziale Institutionen wie die Schule, der Arbeitsplatz, Vereine, Verbände oder Parteien. Aus diesen zahlreichen, potentiellen Beziehungen, die dem Subjekt zur Verfügung stehen, kann ebenfalls ein Heimatgefühl entstehen. So beschreibt Walter Brepohl die Heimat als eine Verflechtung von Beziehungen zwischen Individuum und Umwelt (Brepohl 14). Dieses, sogenannte „Beziehungsfeld“ (12) berücksichtigt auch die Verbindungen zur Tier- und Pflanzenwelt in einem Raum, die die „Ganzheit“ (17) der Heimaterfahrung ausmachen. Im Vordergrund stehen letztlich aber immer die Beziehungen zu den Mitmenschen als „Geistes- und Traditionsverwandte“, die dasselbe „Volkstum“ teilen genauso wie den über die Geschichte hinweg angesammelten „Schatz von Einzelkenntnissen, Vorstellungen, Wünschen, Werten und Erfahrungen des Landsmannes, des Stammesverwandten“ (21). Auch wenn die jeweilige Ausgestaltung der Sozialstrukturen im Einzelfall recht unterschiedlich ist und es keine festgelegte, universale soziale Gruppe gibt, durch die Heimatbindung per se entsteht (Wickham 37), bilden Sozialstrukturen, die enge Verbundenheit stiften, dennoch die Voraussetzung für Heimatbildung (Bastian 70).

Insbesondere bei der Berücksichtigung zunehmender Mobilität als Folge der Globalisierung, die zu einer vermehrten Migration von Individuen führt, hat die Rolle der sozialen Beziehungen für die Auffassung von Heimat an Bedeutung zugenommen (Wickham 37). Dies bestätigt auch Will Cremer. Er sieht Heimat hauptsächlich als ein soziales Gebilde, welches sich „in lebens- und alltagsweltlichen Interaktionen, innerhalb von Bekanntschaften, Freundschaften, Nachbarschaften und Arbeitskollegialität“ eröffnet (48). Allerdings werde

Heimat gerade in der heutigen komplexen und dynamischen Gesellschaft zur einer „Suchbewegung“ (Cremer 48). Dies bedeutet, dass Heimat nichts Stabiles mehr ist, sondern ein „alltäglicher, kultureller Aneignungsprozess in Kulturen, Teilkulturen und Subkulturen“ (48), in der sich das Subjekt zu verorten sucht. Diese Auffassung von Heimat berücksichtigt folglich sowohl das Faktum der Migration als auch das der einzelnen, sehr unterschiedlichen Individuen, die bestimmte Sinnangebote für sich in Anspruch nehmen und so ihre Identität formen. Dadurch existieren parallel mehrere soziale Heimatwelten (50), wobei dies nur funktionieren kann, wenn ein Verständnis von Heimat vorherrscht, das „offen bleibt für die Vielzahl möglicher Perspektiven und Möglichkeit neuer Erfahrungen auch in der für vertraut gehaltenen Heimatwelt“, selbst wenn dies Konflikt bedeuten kann (53). Bernd Hüppauf argumentiert in eine ähnliche Richtung, wenn er zu dem Schluss kommt, dass Regionen und Landschaften fernab des Geburts- und Jugendortes zu einer „2. Heimat“ (115) werden können, indem man diese mit heimatlichen Gefühlen besetzt. Diese Ansicht erfreut sich zunehmender Beliebtheit unter einigen Fachwissenschaftlern in den letzten Jahrzehnten. Dem stehen die kritischen Stimmen, wie die eines Konrad Buchwald entgegen, wonach der Mensch im Prozess der Industrialisierung und Globalisierung sich in fünf Bereichen „selbstentfremdet“ (50) habe: von seiner natürlich Umwelt, seiner gebauten technischen Umwelt, seiner mitmenschlichen Umwelt, seiner Arbeit und von sich selbst (50). Diese führe zur „Heimatlosigkeit des modernen Menschen in einer nicht mehr überschaubaren und scheinbar übermächtigen Zivilisationswelt sowie in der heutigen Arbeitswelt“ (51). Mit einer solchen sogenannten Heimatlosigkeit geht oft eine Identitätskrise des Individuums einher. Erschwerend hinzu kommen hierbei für den Einzelnen die Vielzahl konkurrierender Sinnsysteme und das Fehlen überindividuell gültiger Orientierungen und Normen, wodurch Identität - genauso wie Heimat - zu einer „ vom Individuum zu erbringenden

Leistung wird“ (Glomb 268).

Die Tatsache, dass die individuelle Umwelt nicht mehr überschaubar ist, ist Anzeichen dafür, dass die Grenzen dessen aufgebrochen sind durch soziale Mobilität und Migration, die vom Individuum eingefordert werden. Aus diesem Tatbestand, also dass „increasingly all is Heimat or all is Fremde“ folgert Christopher Wickham „perhaps the operative opposition is no longer Heimat vs. Fremde but Heimat vs. Heimatlosigkeit“ (57). Das Individuum muss also versuchen trotz aller Anforderungen seitens des Arbeitsmarktes, der Auslandserfahrungen, Mobilität und Flexibilität erwartet, sich selbst in unsicheren Zeiten eine Heimat aufzubauen. Die, die es nicht schaffen, erfahren Heimatlosigkeit, wobei die mangelnde Bindung an einen Ort oder an eine Gruppe oft als normale Konsequenz der Globalisierung begriffen wird. Heimat wird nur noch zu einer „Zeitgenossenschaft“ (Brüssig 70), im Erleben gleicher Trends oder dem Anhimmeln derselben Stars wie Thomas Brüssig resümiert:

Heute [gilt es] als altmodisch, die Heimat an einem Ort haben zu wollen. Der Mensch von heute findet seine Heimat in der Zeit, in einer Zeitgenossenschaft, in den herrschenden Moden und Trends, die er miterlebt und denen er sich unterwirft, in den Fernsehserien, die er sich anschaut, in den Stars, die er anbetet. Vielleicht ist das auch ein Ausdruck von Globalisierung. Sie kann uns umso besser zu Nomaden machen, je weniger es für uns eine Rolle spielt, daß jeder von uns mal irgendwo zu Hause war und immer eine Zugehörigkeit empfunden wird. (70-71)

Dieses Zugehörigkeitsgefühl kann verdrängt werden von der persönlichen Ausrichtung auf die berufliche Karriere, dem Bedürfnis die Welt zu bereisen oder anderen Faktoren, die das Individuum dazu bringt seinen Herkunftsort zu verlassen. Allerdings kann es durchaus zur Disposition gestellt werden, ob ein Leben in Trends und Stilen diese Gemeinschaftsgefühl ersetzen kann bzw. ausreicht, um ein Gefühl von Heimat zu verwirklichen.

Die Debatte um die Beheimatung des Individuums in der modernen Gesellschaft tritt vermehrt in den Vordergrund und verdrängt dadurch zumindest zum Teil die Diskussionen um die von Stadt und Land oder Heimat und Fremde. Der erstgenannte Gegensatz verlor mit den

Reflexionen vom Verlust der Heimat von Kriegsvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich an Konturen (Bastian 198). Zudem scheint das Land heute genauso ein Ort der Fremde werden zu können, wie es in der Stadt möglich ist bei einer kritischen Reflektion der Moderne bzw. umgekehrt ist Heimat auch in der Stadt erfahrbar. Diese Entwicklungen schlagen sich auch in der deutschsprachigen Literatur nieder, worauf im Folgenden in einer kurzen Gattungsbestimmung des Heimatromans eingegangen werden soll.

2.3 Der Heimatroman

Wie sich bisher gezeigt hat, zeichnet sich das Heimatkonzept insbesondere durch seine ständige Weiterentwicklung und Vielfalt aus. Wenn nun die Literaturwissenschaft mit Begriffen arbeitet wie mit dem des „Heimatromans“, wird hier eine Einheitlichkeit einer Gattung suggeriert, die es in der Form schon lange nicht mehr gibt. Dadurch soll ein subjektives Konzept objektiv beschrieben werden. Die Autoren und Wissenschaftler reagieren auf dieses „Paradox“ (Prahl 38) unterschiedlich. Ein Teil will die Gattungsbezeichnung nur noch „auf die Heimatkunst, ihre Nachfolger und die triviale Genrevariante [...] beschränken“ (Mecklenburg, *Erzählte Provinz* 12). Aufgrund der ideologischen Belastung des Terminus bevorzugt der Literaturwissenschaftler Norbert Mecklenburg die Bezeichnung des regionalen Romans oder des Provinzromans. Andere wiederum, wie Andrea Kunne, sprechen sich für den weiteren Gebrauch der Genrebezeichnung aus, während eine dritte Gruppe wie die von Eckhart Prahl gar nicht erst versucht mit diesem weiten Gattungsbegriff zu arbeiten und sich direkt auf die Vielfalt des *Heimatkonzeps* beruft.

Was unter heutigen Gesichtspunkten als der „traditionelle Heimatroman“ bekannt ist, ist hingegen noch relativ deutlich abzugrenzen. Hierbei ist in der Regel die Dorfgeschichte gemeint,

die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Nachfolge der Romantik zentrale Bedeutung erlangte. Typisch für sie ist ihre idyllisch verklärte Sicht des Landlebens im Gegensatz zur wachsenden Industrialisierung in den Städten. Den Höhepunkt ihrer Beliebtheit feierte sie zur Jahrhundertwende mit Autoren wie Ludwig Ganghofer und Ludwig Thoma (Prahl 24). Ganghofer prägte dieses Genre stark, was auch der Verfilmung zahlreicher seiner Romane durch Peter Ostermayr (Moltke 36) geschuldet ist. Typische Elemente sind idyllische Naturbeschreibungen zu Beginn des Romans, die ein Leben der Menschen in Harmonie mit der Natur ausdrücken. Im Zentrum der Erzählung steht die Störung des dörflichen Friedens, welche am Ende durch die Bestrafung zumeist fremder Störenfriede und das Zueinanderfinden der Liebenden wiederhergestellt wird. Die Identität der Figuren bestimmt sich aus der sie umgebenden, historisch gewachsenen dörflichen Ordnung, die als gegeben gilt. Abweichungen von dieser gesellschaftlichen Norm werden durch die Gemeinschaft gnadenlos sanktioniert, denn: „die Erfüllung dörflicher Normen [gilt] als oberste Maxime jedes Heimatromans“ (Prahl 27). Die Identität des Einzelnen kann folglich auch nur im Kollektiv der Dorfgemeinschaft bestimmt werden, wodurch Heimat keine subjektive Haltung ist, sondern „innerhalb der Dorfgemeinschaft ein tradiert, festumrissener, kollektiver Besitz“ (29). Des Weiteren werden Werte wie Fleiß, Ordnung, Disziplin und Pflichterfüllung beschworen, weshalb gerade das arbeitende Bauerntum und der Soldatenstand positiv verklärt werden, da sie eben diese Werte repräsentieren. Die Rollen, die Mann und Frau sowie Alt und Jung zu erfüllen haben, sind festgefügt und klar aufgeteilt. Als Gegensatz zur harmonischen Dorfgemeinschaft wird die Stadt mit dem mit ihr assoziierten intellektuellem Anspruch dargestellt (26-30). Heimat ist in dieser Gattungsform also kein subjektiver Entwurf des Einzelnen, sondern vielmehr „ein auf einen geographischen Raum bezogenes kollektives Ordnungssystem“ (31).⁴

⁴ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Karlheinz Rossbacher in seinem Werk *Heimatkunstabewegung und*

Auf das von Ganghofer geschaffene idyllisch verklärende Bild des Bergromans bauen zahlreiche Heimatroman-Serien in Heftform nach 1945 auf. In ihnen bekommt Heimat genauso wie in den Romanen der Heimatkunstabewegung oft nur noch Kulissencharakter, d.h. es laufen stereotype, im Motivvorrat beschränkte, pseudoproblematische oder schwankhaft banale Handlungen ab, wodurch sie der Trivialliteratur zuzuordnen sind (Schweikle 184). Fernab vom „traditionellen Heimatroman“ gibt es insbesondere in den 1970er Jahren wichtige Weiterentwicklungen mit dem Konzept der „Anti-Heimat“, die zwar mit denselben Gestalten und Requisiten der traditionellen Heimatdarstellung arbeitet; deren Ziel ist es aber die negativen Zustände der Heimat in der ländlichen Umgebung aufzudecken. Ob dies nun eine Weiterentwicklung der Gattung des Heimatromans zum Anti-Heimatroman darstellt (Koppensteiner 10) oder vielmehr nur eine Variante des Heimatromans ist (Kunne 18), kann hier nicht weiter vertieft werden.

Je nach Schwerpunkt der Untersuchung kommen die Autoren zu unterschiedlichen Ergebnissen, welche Elemente eine Weiterentwicklung des traditionellen Heimatromans aufgreift. So macht Eckhart Prahl beim Vergleich der Heimatkonzepte ausgewählter Romane der 1970er und 80er Jahre vier gemeinsame Merkmale aus, nämlich der räumliche Bezug der Romane (Regionalität), Subjektivität, wonach Heimat ein Produkt der Lebensgeschichte der Figuren ist, die kritische Reflexion als Grundhaltung der Figuren und ein Gegenwartsbezug bei der Heimatsuche (116-19). Hans-Georg Pott wiederum betont Elemente wie den Verlust von Heimat durch das Erwachsen-Werden (Nostalgie) oder durch Exil, Vertreibung oder Entfremdung in den Werken von Günter Grass, Horst Bienek und Siegfried Lenz (19). Auch weist er auf die Heimat in der Erinnerungsarbeit, in der Sprache und beim Erzählen hin, was er

Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende. Er gibt einen detaillierten Überblick über das Sozialmodell, den typischen Handlungsablauf, soziale Typen, die zeitliche Ebene, usw. dieses Genres. Eine genauere Behandlung dessen würde hier aber zu weit führen.

bei Uwe Johnson ausmacht. Pott wehrt sich aber genauso wie Prahll dagegen von einer neuen Gattung des Heimatromans zu sprechen (Pott 10; Prahll 38) und greift stattdessen nur einzelne Elemente bzw. einzelne Werke heraus. Ähnlich geht Stuart Taberner vor, der in seiner Analyse von einem nostalgischen, einem kritischen oder einem ironischen Umgang mit Heimat in der Literatur spricht (90). Maria Regina Irchenhauser ergänzt die Aspekte der Ironie und Nostalgie um den der Ambivalenz der Aussageintention, wonach also nicht immer gesagt werden kann, ob hier eine verklärende „Heimat“ oder eine kritische „Anti-Heimat“ dargestellt wird (16).

Angesichts des Umfangs dieses subjektiven Konzepts scheint eine Behandlung einzelner Heimatkonzeptualisierungen um einiges vielversprechender als der Versuch allgemeingültige Aussagen über das Genre des Heimatromans zu treffen. Deshalb wird sich auch diese Arbeit auf ausgewählte Aspekte des *Heimatkonzpts* konzentrieren.

2.4 Zwischenbetrachtung

Wie in den bisherigen Kapiteln aufgezeigt wurde, umfasst das Heimatkonzept eine Vielfalt von Bedeutungen, wobei allerdings keine für sich eine vollständige Verkörperung des Heimatbegriffs darstellen kann. Durch die Subjektivität dieses emotionsgeladenen Begriffs ist im Grunde jede Kombination dieser einzelnen Elemente, die wiederum auch nur eine Auswahl darstellt, möglich. Bevor nun die wichtigsten Aspekte für die Analyse herausgegriffen werden, soll eine kurze Zusammenfassung einen Überblick über die Handlung in Stephan Thomes *Grenzgang* geben.

Der Roman spielt in einer hessischen Kleinstadt namens Bergenstadt. Seine Bewohner verbringen die meiste Zeit ein recht unaufgeregtes Leben. Dieses wird alle sieben Jahre vom „Grenzgang“ unterbrochen, einem dreitägigen Volksfest, in dem die Grenzen des Dorfes abgewandert werden und manch kleinstädtische Konvention überschritten wird. Die besondere

Bedeutung dieser Tradition zeigt sich allerdings nicht nur in ungewöhnlichen Geschehnissen, sondern ebenfalls in der Erzählstruktur des Buches. Zum einen werden auf der Handlungsebene im ständigen Wechsel die vier Grenzgänge von 1985 bis 2013 dargestellt, während zum anderen der Roman in drei Teile gegliedert ist, die mit Teilen des Grenzgangsspruchs betitelt sind: „Der Stein ... die Grenze ... in Ewigkeit.“ Auf die Bedeutung dieser Tradition sowohl für die Bergenstädter im Allgemeinen als auch für die Protagonisten Thomas Weidmann und Kerstin Werner im Besonderen wird im Folgenden noch genauer einzugehen sein.

Die beiden Hauptfiguren fühlen sich zunächst fremd in der kleinstädtischen Gemeinschaft. Insbesondere die aus Köln zugezogene Kerstin, die einst für den Bergenstädter Jürgen Bamberger in die hessische Provinz kam, hat nun als geschiedene Ehefrau, Mutter und Pflegerin ihrer demenzkranken Mutter Probleme sich einzufinden. Während ihr jetziger Exmann Jürgen eine neue Familie gründet, fühlt sich die ehemalige Großstädterin und diplomierte Tanzlehrerin mehr denn je gefangen. Thomas auf der anderen Seite hat auch mit sich zu kämpfen, nachdem seine wissenschaftliche Karriere in Berlin gescheitert ist und er enttäuscht in seinen Herkunftsort zurückkehrt. Nach dem Verlust seiner Stelle im Jahr 1999 war er in seinen Kindheits- und Jugendort zum Grenzgang gekommen, wo er Kerstin erstmals begegnete. Dies führte zu einer kurzen nächtlichen Liaison, nachdem Kerstin vom Betrug ihres Ehemanns mit einer jüngeren Frau erfahren hatte. Die beiden sehen sich dann erst sieben Jahre später, kurz vor dem Grenzgang 2006, wieder, wobei Thomas sich nun in der Rolle als Klassenlehrer von Kerstins Sohn Daniel befindet. Beide kommen sich langsam näher und öffnen sich nicht nur füreinander, sondern auch für die Bergenstädter Traditionsgemeinschaft, die das Besondere dieser Kleinstadt ausmacht. Insbesondere für Kerstin ist es als zugezogene Städterin nicht leicht in diese geschlossene Gruppe zu kommen. Dennoch findet sie genauso wie Thomas Gefallen an

der kleinstädtischen Gemeinschaft und unternimmt erste Schritte, um sich zu integrieren. Unter anderem freundet sie sich mit ihrer Nachbarin Karin Preiss an und eröffnet mit ihr am Ende ein gemeinsames Tanzstudio. Der Roman endet beim Grenzgang 2006: Thomas entscheidet sich hier nicht nur das Angebot anzunehmen stellvertretender Schuldirektor zu werden, sondern beide entscheiden sich auch für eine gemeinsame Zukunft.

Die Darstellung der Handlung macht deutlich, dass das Leben in der hessischen Provinz nicht nur von einer Idylle bestimmt, sondern auch mit allerlei Schwierigkeiten verbunden ist. Heimat ist hierbei keine sichere, von vornherein vorhandene Größe, sondern muss erst vom Einzelnen angeeignet werden. Dies kann auf ganz unterschiedlichen Ebenen stattfinden, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Eine besondere Rolle spielt dabei die Traditionsgemeinschaft, die im Feiern des Grenzgangs ihren Ausdruck findet und den Bewohnern wie auch der Kleinstadt kollektive Identität verleiht. Dies ist umso gewichtiger angesichts der zahlreichen äußeren Einflüsse, die Bergenstadt durchziehen und dessen Besonderheit infrage stellen.

Im Folgenden möchte ich nun fünf Teilbereiche für die Analyse von Stephan Thomes Heimatkonzept herausgreifen. Hierzu zählt zunächst die nostalgische Erinnerung, die eine der häufigsten Formen der Heimataneignung darstellt. Dies ist insbesondere der Fall, wenn die Heimat als Teil der Primärsozialisation in der Kindheit verortet wird. Ein hiermit eng verwandter Punkt ist die Metapher der „weiblichen Heimat“. Die beiden weiblichen Figuren Kerstin Werner und ihre demenzkranke Mutter Liese nehmen eine wichtige Rolle im Roman ein. Deswegen sollen an ihnen exemplarisch die Genderaspekte des Heimatkonzepts aufgezeigt werden. Während die beiden erstgenannten Aspekte sich besonders im Kleinen ausdrücken, thematisiert der dritte Punkt das Verhältnis der Trias Provinz, Stadt und Welt. Diese kommt zunächst durch einen deutlichen Stadt-Land-Gegensatz von der hessischen Provinz zur deutschen

Bundeshauptstadt Berlin zum Tragen. Gleichzeitig nimmt aber auch die Durchdringung des Lokalen mit der nationalen und globalen Ebene eine wichtige Position im Buch ein, da sie zu einer fortwährenden Verunsicherung der Bergenstädter beiträgt. Im Anschluss daran wird das Verhältnis von Heimat und Nation analysiert. Dies wird am Beispiel des Umgangs der Bergenstädter mit deutschen Nationalsymbolen aufgezeigt, die sowohl während der Grenzgangsveranstaltungen als auch bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 eine wichtige Funktion einnehmen. So haben die Bewohner der hessischen Provinz dadurch genauso die Möglichkeit eine Form der Gemeinschaft zu erfahren wie beim Ausüben der Tradition des Grenzgangs. Dieses Brauchtum und dessen Verhältnis zum Heimatkonzept soll im letzten Kapitel der Analyse behandelt werden. Die Traditionsgemeinschaft stellt hierbei die stärkste Form der Gemeinschaft der Bergenstädter dar, wodurch sie zu einer der wichtigsten Faktoren bei der aktiven Heimataneignung wird.

3. Ausgewählte Heimatkonzepte und deren Anwendung in Stephan Thomes *Grenzgang*

3.1 Wenn die Vergangenheit zum Sehnsuchtsort wird

„Es fühlte sich gut an, einfach nur gut. [...] Wie das Wiederfinden eines Kartons mit alten Fotos, Briefen, Krimskrams in einem lange gemiedenen Speicher: die Wiederentdeckung eines verschütteten Reichtums von rein persönlichem Wert. Es war unwahrscheinlich, dem eigenen Leben so schnell entfliehen zu können, und trotzdem kam es ihm so vor“ (Thome 74). Das, wovon der Geschichtswissenschaftler Thomas Weidmann hier berichtet, ist ein erstes Gefühl von Heimat, eingelagert in seinen Erinnerungen an seinen hessischen Herkunftsort Bergenstadt. Zuvor verbrachte er seinen letzten Tag am Historischen Institut der Humboldt-Universität in Berlin. Der Vertrag des wissenschaftlichen Assistenten wurde nicht verlängert, wodurch sein lang gehegter Traum einer wissenschaftlichen Karriere geplatzt zu sein scheint. Daraufhin entscheidet er in einem Zustand zwischen Schock und Ernüchterung zu einem Volksfest nach Bergenstadt zu fahren.

Wie in dem oben genannten Zitat deutlich wird, tauchen auf dem Weg zurück in seinen Kindheits- und Jugendort Gefühle und Erinnerungen auf, die sowohl visueller als auch materieller Art sind: vergessene Bilder, Sätze und andere Dinge aus der Vergangenheit. Selbst den Geruch der Landschaft versucht er bei einer Pause auf einem Rasthof zu erkennen (Thome 72). Diese Erinnerungen sind Ausdruck einer idealisierten Vergangenheit, denn er erinnert sich nur an die positiven Dinge, während er negative Erfahrungen völlig ausblendet. In diese positive Vergangenheit wünscht er sich nun zurück, weil er seine Existenz in Berlin durch den Verlust seiner Anstellung bedroht sieht. Dabei hat er durch die Kündigung nicht nur eine Verdienstmöglichkeit eingebüßt. Viel gravierender ist, dass sein ganzes Selbstbild als „weltmännisch[er]“ (85) Wissenschaftler damit ins Wanken gerät; „*sein* gesamter

Lebensentwurf“ geht zu Bruch und dass sei „keine Kleinigkeit [...], der sich mit ein bisschen Zuversicht und positivem Denken beikommen ließ“ (78). Thomas ist folglich nicht nur perspektivlos, sondern büßt wichtige Teile seiner Identität ein (78), die er sich über Jahre hinweg aufgebaut hat und die ihn Ansehen und Sicherheit in seiner großstädtischen Umgebung erfahren ließen. In diesem urbanen, intellektuellen Kontext hat er sich als passionierter Historiker ein Stück Heimat geschaffen, das mit dem Verlust des Berufs nahezu vollkommen wegbricht. Lediglich seine Freundin Konstanze bleibt als persönlicher Fixpunkt in der Großstadt, deren Hilfe er aber ablehnt, da sie die starke Identifikation Thomas' mit seinem Beruf nie nachvollziehen konnte (78).

Stattdessen zieht es ihn in den „lange gemiedenen Speicher“ (Thome 74) namens Bergenstadt. Hierzu pflegt er ein sehr ambivalentes Verhältnis, wobei meist die Ablehnung der Provinz dominiert und nur selten seine Verbundenheit zu der Kleinstadt deutlich wird. Diese negative Haltung wird in der persönlichen Krise nun allerdings verdrängt von einer positiven, verklärenden Erinnerung an ein schönes Bergenstadt, was Thomas selbst überrascht. Er „war froh über die unerwartete Gesellschaft dieses anderen Selbst“ (74), das ein Verlangen ausdrückte, wie „man es bei der Ankunft am Urlaubsort empfindet“ (73). Der promovierte Wissenschaftler freut sich also auf das Ankommen in der Provinz, weil er hier Abstand zu seinem derzeitigen Leben hat. Wie im Urlaub kann er den Alltag hinter sich lassen, seine Sorgen zumindest temporär verdrängen und so vor der Realität flüchten.

Mit diesem Erinnern an bessere Zeiten nimmt Thomas Weidmann eine nostalgische Haltung ein. Es wird ein retrospektiver Sehnsuchtsort in seiner Fantasie entwickelt, zu dem er sich wünscht bzw. den er wiederzubeleben sucht. Dabei hat sein Sehnen aber nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche Komponente, die beide im Nostalgie-Begriff enthalten

sind. Ursprünglich ist Nostalgie eine Lehnübersetzung vom neuhochdeutschen „Heimweh“ (griech. „nóstos“ m. „Rückkehr“ und griech. „álgos“ n. „Schmerz“) („Nostalgie“), was erstmals Ende des 17. Jahrhunderts als Krankheitsbild auftaucht. Im 18. Jahrhundert fand diese Diagnose dann im internationalen Umfeld Beachtung. So sah J. H. Gottlieb Schlegel darin den Ausdruck einer unbefriedigten Suche nach Heimat, die er in der Kindheit verortete, während andere die Gründe in der Enge des Horizonts oder mangelnder Anpassungsfähigkeit vermuteten (Greverus, *Auf der Suche* 110). Erst Charles Zwingmann berücksichtigte bei der „nostalgischen Reaktion“ (110) neben exogenen Faktoren wie Trennung von Familie, Umgebung, Landschaft, Sitten auch endogene, wie die der zeitlichen Veränderung. Dabei handele es sich beim Letztgenannten um die „zeitliche und biologische Trennung, die vor allem an der Suche des alternden Menschen nach der ‚verlorenen Zeit‘, nach bestimmten Erlebnisphasen der Kindheit und Jugend“ (110) erkennbar ist. Die Wandlung der Schwerpunktsetzung von der räumlichen zur zeitlichen Dimension im Nostalgie-Begriff hat bis heute Gültigkeit. Allerdings sind beide Aspekte bei Thomas auszumachen, da er sich nicht nur nach einer vergangenen Zeit zurücksehnt, sondern dies auch mit Bergenstadt in Verbindung bringt. In diesem nostalgischen Moment erinnert er sich mit einer Haltung positiver Verklärtheit an seine Kindheits- und Jugendzeit in der hessischen Provinz, zu der er sich zurücksehnt. Dass diese in der erinnerten Form nicht existiert und nie existiert hat, wird im weiteren Verlauf noch zu diskutieren sein.

Eine solche nostalgische Haltung hat aber auch etwas Regressives in dem Versuch, die Augen vor der Welt zu verschließen und sich in eine schönere zu flüchten, zu der das wahre Leben keinen Zugang hat. Baacke sieht hierin einen Ausdruck von Unreife und mangelnder Analyse- und Reflexionsbereitschaft sowie den Verzicht auf historische Durchdringung (451). Das nostalgische Individuum weigert sich folglich sowohl seine reale Situation, aus der er zu

flüchten sucht, zu reflektieren als auch die verklärte Erinnerung um seine negativen Bestandteile zu ergänzen. Dieser regressive Moment ist ebenfalls bei Thomas auszumachen. Er flüchtet vor der harten Realität, die ihm an diesem Tag schmerzlich bewusst geworden ist. Er möchte weder Vergangenheit noch Zukunft analysieren, geschweige denn reflektieren, sondern für drei Tage zumindest im Ansatz die Geschehnisse verdrängen. Dabei ist ihm diese Fluchtbewegung durchaus bewusst und er wundert sich selbst über das Tempo, in dem er zu diesen nostalgischen Gefühlen übergehen kann (Thome 74). Damit hat der Protagonist den Kompensationsraum gefunden, den Hermann Bausinger auch schon den Vertretern der literarischen Romantik zugeschrieben hat. Laut ihm sei schon der Begriff der Heimat sentimentalistisch geprägt und habe in den Fällen, wo das Heimatliche ausdrücklich genannt und ins Bewusstsein gehoben werde, „immer schon kompensativen Charakter“ (*Volkskultur* 87). Ina Maria-Greverus sieht in einer solchen Haltung grundsätzlich nichts Negatives: „Die Benutzung des Heimatbegriffs ist durch seine Gleichsetzung mit Geborgenheit und Harmonie jeweils durchaus legitim – er trägt die Werte einer nostalgischen Idealisierung und kompensiert eine nicht-satisfaktionierende Gegenwart“ (*Der territoriale* 46). Sentimentalistisch werde die Heimatidee erst dann, wenn die Darstellung nicht mehr aus der Wirklichkeit des Lebens resultiere, sondern wenn die naive, verlorene und gesuchte harmonische Einheit in den Vordergrund gestellt werde (Greverus, *Der territoriale* 46). Dieser sentimentalistische Zug ist auch bei Thomas auszumachen, wenn er auf der Raststätte trotz der Autoabgase und dem Geruch der Rasthofküche versucht, den Geruch der Landschaft auszumachen. Dabei hatte er in Berlin immer den Eindruck „nach Weide zu riechen“ (Thome 55). Auch das plötzliche Glücksgefühl beim gemeinsamen Erklimmen des Berges und dem Fühlen der Erde unter seinen Füßen (132) wirkt sentimental angesichts der Tatsache, dass er eine Identifikation mit den Bergenstädtern und der hessischen Provinz allgemein stets

abgestritten hat.

Das Aufkommen dieser heimatlichen Gefühle kann aber auch positiv gewertet werden. Diese guten Gefühle auf dem Weg in die Provinz können einen ersten Ansatzpunkt darstellen für Thomas' Entscheidung in Bergenstadt zu bleiben. Rational mag der ehemalige Wissenschaftler dies zwar bis zum Jahr 2005 mit seinen Äußerungen bestreiten. Dennoch zeigt sich in den wenigen emotionalen Momenten wie diesen oder auch in Kommentaren von seiner ehemaligen Partnerin Konstanze, wonach beim Grenzgang Anhänglichkeiten deutlich werden, „die man sich nicht gerne eingesteht“ (381), dass eine gefühlte Verbundenheit mit der Bergenstädter Gemeinschaft und anderen, sozialen Anknüpfungspunkten besteht. Somit kann dieser Moment auch als erster Schritt hinein in ein anderes Leben gedeutet werden, das nicht nur als persönliche „Niederlage“ (399) des Protagonisten, sondern auch als persönlicher Zugewinn angesehen werden darf.

Allerdings ist nicht bei allen Charakteren die sehnsüchtige Erinnerung an die Vergangenheit so ein deutlicher Punkt der Auseinandersetzung, wie es bei dem männlichen Protagonisten der Fall ist. Im Fall von Kerstin ist zum Beispiel nur selten sehnsüchtig von ihrem vorherigen Leben in Köln oder als Ehefrau von Jürgen die Rede. So erinnert sie sich nur wenige Male an eine konkrete Begebenheit in Köln, bei der sie noch zusammen mit ihrer besten Freundin Anita zusammen gewohnt und die Freiheiten des Studentenlebens genossen hat (Thome 13). Diese werden ergänzt durch Erinnerungen an den trainierten Körper ihres Exmanns Jürgen, wobei diese sehr brüchig zu sein scheinen. „Wie ein Netz mit Apfelsinen hält sie ihre Erinnerungen in den verschränkten Armen und fühlt, wie das Netz zu reißen beginnt, sieht sich schon in die Knie gehen und die Früchte einsammeln, die über den Boden rollen bis zu den Füßen“ (46). Die Metapher des gerissenen Apfelsinennetzes steht für die Sinnlosigkeit des

Flüchtens in „bessere Zeiten“, in denen sie noch glücklich mit Jürgen zusammen war. Die 44-Jährige muss einsehen, dass sowohl das Festhalten an das damalige Köln als auch an ihre geschiedene Ehe vergeblich ist, denn in beiden Fällen wird sie jeden Tag aufs Neue mit der Realität konfrontiert, die ihr zeigt, dass keiner der gewünschten Sehnsuchtsorte mehr verfügbar ist. Hier wird die Nostalgie also von der Realität eingeholt, sodass die verklarte Erinnerung keine Heimat mehr darstellen kann. Dies heißt allerdings nicht, dass die Vergangenheit nicht dennoch ein Teil ihres jetzigen Lebens ist. Aus den Erfahrungen während ihres Studiums schöpft sich zum Beispiel ein Wissen über die beruflichen Möglichkeiten und die Selbstständigkeit, die sie als Hausfrau, Pflegekraft und Mutter nicht erfüllen kann. Dieses Wissen um das ihr Verwehrte führt zu dem Gefühl des Gefangenseins (348). Das Flüchten in diese Zeit würde folglich den Schmerz nur vergrößern.

Anders ist es im Fall von Anni, der Tante von Thomas Weidmann, bei der die Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit einen Teil ihrer Gegenwart ausmacht. Sie ist die Geschäftsführerin einer Bäckerei in Bergenstadt, die sie nach dem Tode ihres Manns Heinrich alleine betreibt. Diese hat sie allerdings nach dessen Tod an die Firma Scharnweber verpachten müssen, die mehrere Filialen in der Umgebung betreibt. Sie ärgert sich darüber, dass sie dessen Massenware verkaufen muss und setzt dem die Qualitätsarbeit ihres Mannes entgegen, denn: „Heinrich hat den Pudding noch eigenhändig auf dem Herd angerührt“ (Thome 82). Genauso musste sie die letzte halbe Stunde vor Ladenschluss nicht alleine im Laden darauf warten, dass der aufgrund seiner kastenartigen Form benannte „Leichenwagen“ (87) von Scharnweber die Reste des Verkaufstages abholt. Vielmehr verbrachte sie die Zeit mit ihrem Mann in der Ladentür stehend, während sie sich mit Ortsbewohnern unterhielten. Nun grüßen diese nur noch im Vorbeigehen (87).

Einer Realität als einsame Witwe wird hier ebenfalls die Vergangenheit als Kompensationsraum entgegengestellt. Dabei wird die heile Vergangenheit ein Teil der Gegenwart, wenn Anni anfängt im leeren Geschäft oder vorm Schlafen gehen mit ihrem verstorbenen Mann zu sprechen bzw. ihm die Zeitung vorzulesen (Thome 87). Es ist die Flucht aus der eigenen Einsamkeit und der zunehmenden Belastung im fortgeschrittenen Alter ein solches Geschäft alleine zu führen. Das imaginäre Erscheinen ihres Mannes, das Erinnern an „damals“, aber auch Vergegenwärtigungen des Vergangenen wie Fotos in ihrem Treppenhaus (91) können ihr dabei Trost spenden und ein Gefühl von Heimat vermitteln.

Alle drei Charaktere verbinden die nostalgischen Erinnerungen an eine bessere Zeit. Allerdings zeigt sich, dass ihr Umgang damit sehr unterschiedlich ist. Die Ursache hingegen ist stets die gleiche: Sowohl Thomas als auch Kerstin und Anni haben etwas verloren, zu dem sie sich zurücksehnen. Bei Thomas kommen die Erinnerungen an die Kindheits- und Jugendzeit in einer schwierigen Lebensphase auf, in der er bereit ist, sich auf ein positives Bild seines Herkunftsortes einzulassen, da Bergenstadt ihm in diesem Moment Zuflucht vor der Lebenskrise in der Großstadt bietet. Er erfährt hier kurzzeitig ein Gefühl von Heimat. Nach der Entscheidung für eine Rückkehr nach Bergenstadt steht er allerdings noch lange im Zwiespalt zwischen Abneigung der Provinz und dem Versuch, sich hier eine Heimat aufzubauen. Kerstin hingegen vermeidet das Erinnern an „damals“, weil es ihr ein Leben aufzeigt, das sie in dieser Form zur Zeit nicht hat. Diese schmerzliche Erfahrung versucht sie zu verdrängen durch eine Gegenwartsorientierung, die sich auf ihren Alltag als Hausfrau und Mutter beschränkt. Erst zum Ende hin wird dies von einer anfänglichen Zukunftsorientierung ergänzt, in der sie die in der Vergangenheit erlernten Fähigkeiten als Tanzlehrerin nutzbar machen will (Thome 446). Bei Tante Anni hingegen ist die nostalgische Erinnerung einen wichtigen Teil ihrer Gegenwart, wenn

sie mit ihrem verstorbenen Ehemann spricht. Hier kann sie ein Gefühl von Heimat erfahren.

In einer engen Verbindung mit der Nostalgie steht das Bild der Mutter als Heimat. Als erste Auffassung von Heimat wird oft der Schoß der Mutter dargestellt. Zur Mutter als Heimat sehnen sich selbst im Erwachsenenalter noch viele Menschen zurück, da sie dies in einer positiv verklärten Erinnerung behalten haben. Dieses idealisierte Bild und die Konsequenzen hierfür, wenn es auf die Realität trifft, soll im folgenden Kapitel thematisiert werden.

3.2 Im kranken „Mutterland“ ist keine Harmonie zu finden

Das Bild der idealisierten Frau und Mutter als Heimat, bei der Geborgenheit und Schutz gefunden werden kann, ist ein häufig verwendetes Motiv, das in der Literatur schon in zahlreichen Erzählungen, Liedern und Gedichten seinen Ausdruck gefunden hat (Ecker 15). Damit ist ein traditionelles Rollenbild verbunden, womit sich mit der Frau Konnotationen des Häuslichen, der Harmonie und Sicherheit, aber auch des Unschuldigen und Kindlichen (Blickle 92-93) verbinden. Diesen Zustand hat die Frau des Hauses für ihre Familie, insbesondere für ihren Mann, zu gewährleisten, der sich tagsüber aktiv im öffentlichen Leben bewegt und abends Zuflucht in diesem häuslichen Heim sucht (Ecker 13). Ist die Frau dazu allerdings nicht in der Lage, so stimmt auch etwas mit der Heimat nicht mehr (Boa und Palfreyman 26). In der weiblichen Heimat, was hier als Metapher zu verstehen ist, können die eben aufgezählten Attribute der Geborgenheit nicht mehr gefunden werden. Hierfür ist in Stephan Thomes Roman Liese Werner, die demenzkranke Mutter von Kerstin, ein Beispiel. Durch den fortschreitenden körperlichen und geistigen Verfall ist die Mutter zunehmend von der Hilfe ihrer eigenen Tochter abhängig, wie die folgende Szene zeigt:

Im blauen Alltagskittel steht Liese Werner in der offenen Tür, den Stock unter der Achsel und den Unterarm schräg abgewinkelt, mit einer Hand im Türrahmen. Die andere Hand hält den Becher.
[...]

KW: „Du hast noch Wasser im Becher, pass auf“, sagt sie, bedacht auf ihren Tonfall.
LW: „Bitte?“
KW: „Du tropfst. Da!“
Etwas Pinguinartiges liegt in der Kopfbewegung, mit der ihre Mutter an sich herabsieht.
KW: „Trocknet schon wieder.“ (Thome 13)

Kerstin, als zweites Kind ihrer Mutter, beobachtet diese „kindergleiche Hilflosigkeit des Alters“ (Thome 12) überwiegend mit Missmut und Irritation, aber auch mit „Mitleid“ und „Wut“ (141). Die Frau, die sie und ihren älteren Bruder Hans einmal aufgezogen hat, ist nun selbst in ein infantiles Stadium zurückgefallen, in dem kein Schritt ohne fremde Hilfe mehr möglich ist. Es befremdet Kerstin jeden Tag aufs Neue, wenn sie in einen „Schleier von Unverständnis“ (14) blickt und dennoch Geduld bewahren muss bei der zunehmenden Vergesslichkeit und Zerstreutheit der eigenen Mutter. Auch Halluzinationen, die bei der alten Frau auftreten, erschweren den Umgang mit Liese Werner. Bei der Betrachtung all dieser Verfallserscheinungen, mit denen die Tochter täglich konfrontiert ist, fällt es ihr schwer, den ungeduldigen „Lupenblick“ (147) im Umgang mit der alten Frau abzustellen. Für Kerstin ist das Alter in solchen Momenten weder grotesk noch tragisch, sondern schlichtweg eine „Hinterhältigkeit der Natur“ (147). Dabei empfindet sie es bedrückend, das zu denken, „nicht weil es stimmt, sondern weil solche Gedanken den Platz einnehmen, wo etwas anderes hätte sein sollen“ (147). Der schlechte Zustand ihrer Mutter führt also dazu, dass nicht mehr Liebe oder Zuneigung das Verhältnis zu Liese Werner bestimmen, sondern Ungeduld, Missmut und unbewusst auch eine Angst vor der bisher verdrängten Möglichkeit des körperlichen und psychischen Verfalls, worauf noch näher einzugehen sein wird.

Diese Natur, die den Verfall des eigenen Körpers bewirkt, zählt neben den Beziehungen zu anderen Menschen und den zerstörerischen Kräften der Außenwelt zu den drei Dingen, die nach Auffassung von Sigmund Freud den Menschen in seiner Lust- und Glückserfüllung einschränken (Freud, „Unbehagen“ 208-09). Auch das Letztgenannte, die zerstörerischen Kräfte

der Außenwelt, spielen dabei eine Rolle im Leben von Liese Werner. Durch ihre Krankheit ist sie nicht mehr in der Lage für Sicherheit und Geborgenheit im familiären Heim zu sorgen, weshalb sie eine Angst vor dem Eindringen von Fremden im eigenen Haus entwickelt (Thome 12). Diese „fremden Männer“ sind vermehrt Thema in Konversationen mit Kerstin, wie folgende Äußerungen der Mutter zeigen: „Ich dacht schon, es wären wieder Fremde im Haus. [...] Und die Türen stehen offen wie bei den Zigeunern“ (31); „Ei, bist ja doch noch da. Ich dachte schon, die Männer hätten dich mitgenommen, ja“ (53). All dies zeigt ihre eigene Hilflosigkeit, denn sie selbst kann in ihrem Zuhause nicht mehr für den Ausschluss der gefährlichen Fremde sorgen, die die häusliche Gemeinschaft bedrohen könnte. Zu den Fremden zählen ebenfalls Minderheiten wie Sinti und Roma, die im Volksmund als „Zigeuner“ bezeichnet werden. Als fahrendes Volk gehören sie selten zu einer Dorfgemeinschaft dazu, sondern leben in ihrer eigenen Gemeinschaft an Stadt- und Ortsrändern, wodurch sie insbesondere von kleineren Ortsgemeinschaften als Fremde aufgefasst wurde. Wenn im Haus, in dem Liese Werner wohnt, nun Zustände „wie bei den Zigeunern“ herrschen, ist dies ein weiteres Anzeichen dafür, dass dieser sichere, heimatliche Zustand unter ihrem Dach nicht mehr garantiert werden kann.

Damit zieht gleichzeitig das Unbekannte, also das Unheimliche ins Heim(at)liche ein. Dieses ist nach Ansicht Sigmund Freuds immer schon Teil des Heimlichen und dem Individuum bekannt. Die Existenz dessen wurde aus Angst davor verdrängt (Freud, „Das Unheimliche“ 267). Nun aber, in diesem Zustand der kindlichen Hilflosigkeit, tritt die Angst vor diesem unheimlichen Teil der Heimat in Form von Halluzinationen der Mutter wieder auf.

Kerstin empfindet ähnlich, wenn sie sich selbst die Frage stellt, ob der Anblick ihrer hilflosen Mutter sie „rührt oder ihr unheimlich ist“ (Thome 42). Rühren kann sie dieses Bild, wenn sie darin eine naive Unschuld entdeckt, was ebenfalls Teil der Heimatkonzeption ist

(Blickle 92). Wenn der Zustand ihrer Mutter ihr nun allerdings unheimlich vorkommt, dann kommt damit eine Angst zum Vorschein, die auch die Tochter bisher verdrängt hatte. Dazu zählt die Möglichkeit des Alterns und der Schwächung einer geliebten Person, wie der eigenen Mutter. Dieser Akt des Verdrängens erklärt sich aus dem Bild, was sich Kerstin von ihrer Mutter geschaffen hat. Sie wurde genauso wie ihr Bruder Hans von Liese Werner aufgezogen, beide haben von ihr die „Muttersprache“ gelernt, Nähe und Geborgenheit erfahren und zahlreiche Dinge für ihr weiteres Leben mit auf den Weg bekommen. Durch das Wissen, Können und die Sicherheit, die Liese Werner bot, schien sie für ihre Kinder unangreifbar. Damit einher geht auch die Auffassung der Unveränderlichkeit der weiblichen Heimat als Mutter (Morley 65), die eine Schwächung dessen in der idealisierten Vorstellung nicht zulässt. Somit steht auch die Mutter für Beständigkeit. Wenn diese nun aber erste Anzeichen des Verfalls aufweist, wird das Idealbild, das man sich als Kind aufgebaut hat, brüchig. Das Unheimliche des Heimlichen tritt nun zutage. Bildlich gesprochen kann man hier zu dem Schluss kommen, dass der „mütterliche Schoß“ keine Geborgenheit mehr bietet. Folglich kann das Kind hier, und sei es auch schon lange erwachsen, keine Heimat mehr finden. Für Kerstin und Hans bedeutet dies aber nicht nur den Verlust der mütterlichen Heimat, sondern auch die Konfrontation mit den eigenen Ängsten, der Realität des Alterns und dem möglichen Verlust der eigenen körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit in der Zukunft.

Damit rückt auch eine andere Seite der Muttersymbolik in den Vordergrund, und zwar nicht mehr, die der lebensspendenden „Mutter Erde“, sondern eben auch die der Erde, unter der eine geliebte Person eines Tages begraben sein wird (Boa und Palfreyman 27). Die Verbindung zu diesem Element wird deutlich, wenn die Mutter ankündigt ihr Bett zu machen, „falls der Pfarrer kommt“ (Thome 15). Der Pfarrer als Vertreter der Kirche stellt hier die Verbindung zum

Glauben der Mutter und zur „ewigen Heimat“ nach dem Tod im Paradies dar.

Kerstin Werner wiederum verkörpert in Bergenstadt die meiste Zeit durch ihre Tätigkeiten als Hausfrau, Mutter und Pflegekraft das traditionelle weibliche Rollenbild. Ein solches umfasst nach Auffassung von Peter Blickle Attribute wie „the Other, democracy, childhood, nature, country [and] staying at home“ (Blickle 88-89). Dies wird besonders deutlich in ihrer Ehe mit Jürgen Bamberger. Kerstin verkörpert das passive Element in der Beziehung, indem sie Zuhause bleibt, sich um den gemeinsamen Sohn kümmert und den Garten bewirtschaftet. Jürgen wiederum ist ein erfolgreicher Anwalt in Bergenstadt. Er verkörpert als aktiver Part der Beziehung das traditionelle männliche Rollenbild, zu dem Eigenschaften zählen, wie „the self, individuality, absolutism, adulthood, culture and the city, going out into the world“ (Blickle 88-89). Dazu gehört, dass er das Geld verdient und somit auch größere Anschaffungen machen kann, während Kerstin von ihm abhängig ist. Jürgen ist Teil des öffentlichen Lebens, nicht nur in seiner Rolle als selbstbewusster Anwalt, sondern auch durch seinen Posten in der Straßenkompanie Rheinstraße, die beim Grenzgang gemeinsam in Uniform aufmarschieren (Thome 119). Die letzten beiden Punkte in Blickles Aufzählung zum traditionellen Männerbild, also der Mann als Repräsentant der Stadt und des Hinausgehens in die Welt, werden zwar nicht explizit angesprochen, können aber spätestens mit Jürgens Jurastudium und der dazugehörigen Karriere vorausgesetzt werden. Während der Mann sich also in den öffentlichen Machtpositionen befindet und die Normen und Standards definiert (Min-ha 15, zit. n. Morley 69), soll die Frau gemäß dieser sehr traditionellen Auffassung der Geschlechterdichotomie Teil des Privaten und Häuslichen bleiben. Auffallend ist dabei, dass trotz einer Ausweitung der Rechte und Möglichkeiten der Frauen seit den 1970er Jahren, „it does still seem that women maintain primary responsibility for the smooth running of the home and for the reproduction of domestic

order and comfort“ (Morley 72). Die Vorstellung dass zu einem Haus also eine Frau und idealerweise auch noch eine Mutter gehört, bleibt nach wie vor wirkmächtig. An dieser grundsätzlichen gesellschaftlichen Auffassung über die Verortung der Geschlechter hat sich also trotz zahlreicher gesellschaftlicher Fortschritte nur wenig geändert (71).

Die Rolle der Hausfrau und Mutter erfüllt Kerstin allerdings längst nicht ihr ganzes Leben lang. So verließ sie als junge Frau zunächst ihr Elternhaus, um in der Großstadt Köln zu studieren. Sie baute sich ein eigenständiges Leben auf, lebte in einer Wohngemeinschaft mit ihrer besten Freundin Anita und arbeitete aktiv an ihrer beruflichen Karriere. Dabei verließ sie nicht nur das häusliche Umfeld, sondern auch das ländliche. Hiermit passt sie in diesem Lebensabschnitt nicht in die oben von Blickle angebrachte Kategorisierung, wonach eine Frau sowohl Haus als auch Land repräsentiert (Blickle 88-89).

Dieses großstädtische Umfeld gibt Kerstin allerdings zugunsten ihres Familienlebens auf, in dem sie sich zusammen mit dem dazugehörigen Haus schnell gefangen fühlt. „Manchmal kam es ihr unwirklich vor: mit dreißig Jahren im eigenen Haus zu leben, mit Mann und Kind, diesen festen Platz im Leben zu haben“ (Thome 305-06). Insbesondere während der Schwangerschaft hatte sie sich „abgehängt gefühlt, abgekoppelt vom Leben, gefesselt an ihren aufgeblähten Bauch und das Haus mit dem Garten voller Bauschutt“ (307). Das sogenannte Mutterglück und der Aufbau des eigenen Heims sei letztlich nur ein Zustand permanenter Erschöpfung gewesen (307). Dabei waren die Arbeitsbereiche der beiden Partner klar aufgeteilt: Sie kümmerte sich um Haus und Kind, während Jürgen die Rolle des Ernährers übernahm und abends nach Hause kam. Dann „lehnte sie sich stumm an seine Schulter und bewunderte ihn still für seine Gelassenheit, über die sie sich insgeheim auch ein wenig ärgerte“ (307). Ambivalente Gefühle im Hinblick auf ihre eigene Position in der Ehe waren also von Anfang an vorhanden. Auch wenn sie versuchte

sich einzurichten – der Harmonie, die sie herzustellen suchte, vertraute sie nicht. Sie hatte Angst vor Zufällen und doppelten Böden (338). „Die Dinge lagen komplizierter als er ahnte, aber auf sie war Verlass. Kleine Krisen gehörten dazu“ (338). Trotz ihrer Wünsche nach beruflicher Selbstverwirklichung als Tanzlehrerin beschränkte sie sich selbst und nahm die ihr zugewiesene Rolle an, auch wenn zeitweilige Zweifel und Ausbruchsgedanken dazugehörten. Dabei trat sieben Jahre später genau das ein, wovor sie sich gefürchtete hatte: das ersehnte Familienglück scheiterte an der Realität, genauer gesagt, an den Reizen einer anderen, jüngeren Frau. Diese von ihr aufgebaute familiäre Heimat war also von Anfang an ein Trugschluss, eine Illusion. Dennoch entschied Kerstin sich dazu, dies aufrechtzuerhalten trotz, oder gerade wegen des Gefühls der Gefangenheit in diesem kleinstädtischen Leben und der ihr zugewiesenen Rolle: „Sie hatte keine Wahl, sie konnte nur mitmachen“ (348).

Selbst nach der Scheidung konnte sie der häuslichen Sphäre nicht entfliehen, da sie sich nun zusätzlich um ihre demenzkranke Mutter Liese kümmerte, die ihr Bruder Hans bei ihr abgegeben hatte. Auch er verweist sie dadurch zurück auf die Rolle der häuslichen Frau, spricht ihr Pläne zur Eröffnung eines Tanzstudios ab (Thome 43) und stellt somit die traditionelle Geschlechterordnung wieder her. Eine genauere Analyse des Verhältnisses von Bruder und Schwester muss allerdings im Rahmen einer anderen Arbeit erfolgen. Festzuhalten bleibt, dass die Domestizierung als Hausfrau, Mutter und zuletzt als Pflegekraft nicht Kerstins Bedürfnissen entspricht und sie unglücklich macht. Dies wiegt umso schwerer, weil sie um ihre grundsätzlichen Möglichkeiten weiß, welche sie in der Großstadt ausleben konnte, fernab von gesellschaftlichen Rollen- und Normerwartungen. Auch die Scheidung bringt dabei mit ihrem 16-jährigen Sohn und einer demenzkranken Mutter Zuhause zunächst keine Besserung.

Dieser Zustand der Selbstbeschränkung und des Aushaltens wird erst gelöst durch das

Zusammentreffen mit Daniels Klassenlehrer Thomas aus dem sie neue Hoffnung und Kraft schöpft – Kraft um ihr Leben wieder in die eigene Hand zu nehmen, um Teil einer Gemeinschaft zu werden und am Ende auch um ein Stück Heimat zu finden. Dabei sind beide in einer ähnlichen Haltung zwischen aktivem Handeln und unsicherem Abwarten: Während sie ihn zum Kaffee einlädt (Thome 166), legt er ihr heimlich Blumen vor die Tür (235, 251), ruft sie aber nicht weiter an (250). Sie fährt zum Elternsprechtag, verlässt aber nicht das Auto (331), während er dies zwar sieht, allerdings genauso wenig auf sie zugeht (319). Abends taucht sie dann doch bei ihm Zuhause auf (355), sodass sie schließlich zueinander finden. Weder Kerstin noch Thomas übernehmen hier also eine eindeutige Führungsrolle, was gegen die traditionelle Rollenauffassung spricht, wonach der Mann stets aktiv ist, während die Frau in ihrer Passivität verharrt. Beflügelt von diesen Fortschritten im Privatleben wagt Kerstin es dann auch beruflich erneut die Initiative zu ergreifen und sich zusammen mit ihrer Nachbarin Karin Preiss selbstständig zu machen.

Es hat sich gezeigt, dass weder bei Liese Werner noch bei ihrer Tochter Kerstin die Illusion der widerspruchsfreien und harmonischen Heimat aufrecht erhalten werden können. Stattdessen müssen beide Frauen mit der Realität kämpfen, die sich im Falle von Liese Werner als körperlicher und geistiger Verfall durch eine Demenzerkrankung ausdrückt. Kerstin wiederum ist ebenfalls darum bemüht eine häusliche Heimat für ihre Familie durch Selbstbeschränkung aufzubauen. In ihrem Fall allerdings führt der Betrug ihres Ehemanns zum Zerfall dieser Illusion. Dies hatte ebenfalls zur Folge, dass bisherige Rollenmodelle hinterfragt werden können, wonach die Frau das passive, häusliche Element auf dem Lande darstellt, während der Mann als der aktive, dominierende und normsetzende Teil der Öffentlichkeit verstanden werden kann. Die traditionell männlich und weiblich konnotierten Verhaltensweisen

verschwimmen spätestens mit dem Aufeinandertreffen von Kerstin und Thomas, in dem auch Kerstin die Initiative ergreift, während Thomas sich zum Teil in einer abwartenden, passiven Haltung befindet. Diese gesellschaftlichen Weiterentwicklungen, die die traditionellen, festgefügtten Ordnungen infrage stellen, sind allerdings nicht nur im Kleinen, sondern auch im Großen, auf der regionalen, nationalen und globalen Ebene zu sehen, wie der nächste Punkt zeigen wird.

3.3 Zwischen regionalem Anspruch und globaler Realität: Die Tore der Provinz sind offen

Bergenstadt ist nach Aussage der Protagonisten Thomas und Kerstin als „Provinz“ zu bezeichnen (Thome 58, 272). Hierfür spricht zunächst die Verortung im hessischen „Hinterland“ (Thome 17). Im allgemeinen Sprachgebrauch wird das Hinterland als das Land um einen größeren Ort herum beschrieben, zu dem ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis besteht. Nach einem solchen Verständnis befindet sich Bergenstadt in der Peripherie eines größeren Zentrums, wie zum Beispiel der Landeshauptstadt Wiesbaden, zu der auch ein politisches Abhängigkeitsverhältnis besteht.

Gleichzeitig dominieren in und um Bergenstadt die weite Landschaft und Natur mit den Wäldern, Äckern und Wiesen. Man hat hier die Möglichkeit „bis nach Kassel [zu] wandern [...] ohne einmal aus dem Schatten der Bäume zu treten“ (Thome 17). In der Großstadt Berlin hingegen werfen die Gebäude einen fein geschnittenen Schatten (41). In der Metropole werden Schatten durch Bauwerke jeglicher Art geworfen, selten aber nur durch Bäume oder andere natürliche Erscheinungen. Eine durch den Einschluss der Natur suggerierte Abgelegenheit der Kleinstadt ist auch typisch für den traditionellen Heimatroman, in dem die Dörfer sich oft mitten in den Bergen befinden. Mit Beschreibungen, wie dem Einschluss Bergenstadts durch einen

„grüne[n] Ring aus Bäumen“ (17), wird allerdings nur der Schein der Abgeschlossenheit erweckt. In Wirklichkeit ist diese Natur nämlich durchzogen von technischen Errungenschaften wie Skipisten (402) oder Stromleitungen (277). Hinzu kommt die Tatsache, dass sich das Tal um Bergenstadt direkt an eine Autobahn angliedert und das Pfeifen der Regionalbahn für die Anwohner hörbar ist (277, 279). Von einem Ausschluss der Zivilisation oder der Abgeschlossenheit des Ortes kann folglich keine Rede sein. Die Bewohner der Provinz bemächtigen sich der Natur und formen sie bzw. machen sie ihren eigenen Vorstellungen gemäß nutzbar. Natur und Kultur treten in ein Konkurrenzverhältnis, wobei die Kultur durch Tourismus, Landwirtschaft und dem Ausbau des Verkehrsnetzes immer weiter in den Hintergrund rückt. Damit herrscht auf dem Land eine ähnliche Grundtendenz wie in der Großstadt, wonach der Mensch immer stärker in die natürliche Umgebung eingreift.

In der Kleinstadt, die einen wichtigen Teil der Provinz darstellt (Kunne 299), beruht die soziale Ordnung auf gemeinsamen sozialen Normen, deren Erhaltung durch soziale Kontrolle sichergestellt wird. Im Fall von Bergenstadt zählen hierzu Dinge, wie der höfliche und freundliche Umgang mit den Nachbarn, selbst wenn man sie nicht mag (Thome 11), die Tatsache, dass Karin Preiss als wohlhabende Frau nicht nach einem Rabatt fragt beim ansässigen Lebensmittelgeschäft (26) oder dass viel Wert auf die Außenerscheinung des eigenen Besitzes gelegt wird (10). Solche Dinge bilden die Verhaltensnormen für alle Gemeinschaftsmitglieder, womit die Kontinuität der Gemeinschaft gewahrt bleiben soll (Amery 11). Nonkonformität hingegen wird sanktioniert mit dem Ausschluss aus der Gemeinschaft (Kropp 146; Hannemann 112). Dieses aufgeworfene Bild der festen durch Normen und Werte zusammengehaltenen Gemeinschaft entspricht wiederum dem traditionellen Heimatroman. Allerdings entstammen die Personen nicht dem bäuerlichen Milieu und auch Werte wie Pflichterfüllung, Fleiß und Ordnung

werden namentlich nur von einer Familie, den Meinrichs, als wichtig erachtet. Das Gerede der Mitglieder der Gemeinschaft spielt hingegen eine genauso große Rolle wie in der alten Tradition des Heimatromans. Eine Ursache hierfür kann neben der geringen Einwohnerzahl auch in dem Sozialtypus gesehen werden, der hier bevorzugt wird. Dieser besitzt eine „hohe Kommunikationsfähigkeit“, welche er „aber sehr stark auf das alltägliche Umfeld beschränkt“ (Hannemann 112). Tendenziell tauschen sich die Kleinstädter also stark über ihre Gemeinschaft aus, wodurch sowohl Gerüchte als auch Fakten aus dem Privatleben anderer Menschen ausgetauscht werden. Eine solche Erfahrung macht auch Kerstin, als sie erfährt, dass die neue Partnerschaft ihres Exmannes selbst dem Klassenlehrer ihres Sohns bekannt ist: „Willkommen in Bergenstadt! Wo jeder jeden kennt und allen alles bekannt ist“ (Thome 105). Eine solche Bekanntheit untereinander steht im deutlichen Kontrast zur Großstadt, in der oftmals die Anonymität dominiert. Dies stellt auch Thomas fest, wenn er Berlin u.a. als „Ansammlung von Fremden“ (351) bezeichnet. Dafür hat eine Metropole allerdings ein weitaus größeres Angebot für seine Anwohner mit zahlreichen Freizeit- und Einkaufsmöglichkeiten, Kinos und Theatern. Auch das Ausbildungsangebot ist vielfältiger mit unterschiedlichen Schulen und Universitäten, während die Kleinstadt nur ein schmales Angebotsspektrums in zahlreichen Bereichen aufweisen kann. Jugendliche können hier bestimmte Möglichkeiten nicht wahrnehmen, weshalb sie ihren Fokus mehr auf die Großstadt setzen (Hannemann 111). So erging es sowohl Thomas, der in jungen Jahren Bergenstadt verlassen hat, um eine wissenschaftliche Karriere anzustreben, als auch Kerstins Sohn Daniel, der für das Studium in die USA geht.

Thomas und Daniel sind nur zwei Beispiele dafür, welche Bedeutung die Vernetzung mit der nationalen und globalen Ebene für die Menschen in Bergenstadt hat. Hierzu zählt nicht nur die räumliche Mobilität zugunsten der eigenen Karriere oder Ausbildung, sondern insbesondere

auch die wirtschaftlichen Einflüsse. Dies mag nach außen hin nicht immer offensichtlich sein, wie im Fall des Lebensmittelgeschäfts „König“: „ein Edeka-Markt eigentlich, aber es steht immer noch König’s draußen dran“ (Thome 23). Hier wird also nur der Schein des Familienunternehmens aufrecht erhalten. Stattdessen ist ein international agierender Lebensmittelkonzern Eigentümer dieses Einzelhandelsgeschäfts. Etwas Ähnliches hat sich bei der Bäckerei von Tante Anni zugetragen. Der einstige Familienbetrieb wurde von der mindestens regional verbreiteten Bäckerei Scharnweber übernommen, sodass Tante Anni nun die fabrikgefertigten Brötchen in den Unternehmensfarben verkaufen soll (82). Während diese zwei Betriebe jeweils von der mächtigen Konkurrenz übernommen wurden, können andere kleine Geschäfte, wie das Damenunterwäsche- und Dessousgeschäft von Herrn Preiss sich nicht am Markt behaupten und müssen Konkurs anmelden (442).

Diese globalen Entwicklungsprozesse haben aber nicht nur negative Konsequenzen, sondern bieten auch neue Möglichkeiten. So eröffnet eine Filiale der Fast-Food-Kette „McDonalds“ im Industriegebiet von Bergenstadt seine Tore, wodurch der „Wirtschaftsstandort Bergenstadt“ an Attraktivität gewinnt (Thome 192). Internet ist genauso verfügbar wie die Anbindung an die Verkehrsinfrastruktur, wodurch Großstädte schneller zu erreichen sind. Auch kommen Touristen sowohl zum Skifahren als auch zu Volksfesten, wie dem Grenzgang. Dem steht auf der anderen Seite wiederum ein Streben der Bergenstädter in die weite Welt entgegen. Dies fand allerdings zum Teil schon lange vor der rasanten Zunahme der Globalisierung zum Ende 20. Jahrhunderts statt, als einige Bergenstädter in die USA oder nach Australien ausgewandert sind (83). Auch heute ist dies noch der Fall, wenn zum Beispiel Kerstins Sohn Daniel nach Nordamerika für ein Studium geht (413). Durch die große Zahl dieser neuen Möglichkeiten gewinnt das Leben für die Menschen in der Provinz eine neue Qualität. Mithilfe

des Internets wird sowohl die Kommunikation als auch der Handel von Gütern um ein Vielfaches erleichtert. Vorwürfe, wie die der provinziellen „Verspätung der kulturellen Signale“ (Amery 7) in den 1960er Jahren, verlieren dadurch insofern ihre Gültigkeit, wie die Bewohner der Provinz diese neuen Chancen für sich nutzbar machen.

Diese Verbindungen über die Grenzen der hessischen Provinz hinaus zeigen, dass hier kein klischeebeladenes Bild einer idyllischen Provinz vorherrscht. Stattdessen kann im Fall von Bergenstadt von einer „offenen Provinz“ (Mecklenburg, *Erzählte Provinz* 46) gesprochen werden. Diese zeichnet sich im Gegensatz zur „geschlossenen Provinz“, die sich von der Welt isoliert, durch ihre Verflechtungen mit dem Rest der Welt aus, was in Bergenstadt durch die regionalen, nationalen und globalen Einflüsse gewährleistet ist. Bergenstadt präsentiert sich als „Weltausschnitt“ (49), in dem bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen ihren Niederschlag finden. Allerdings wird hier nicht der Anspruch erhoben, als „Weltsymbol“ (49) zu gelten, wie es in der geschlossenen Provinz der Fall ist. Dabei bleibt zu betonen, dass trotz der Offenheit der Provinz nach wie vor das Besondere der Provinz herausgestellt werden soll, dass sie also „illusions-, doch keineswegs mimisesdementierend“ (46) ist. Im Fall der hessischen Kleinstadt geschieht dies unter anderem durch das Zelebrieren des Grenzgangs zu dem Besucher aus der gesamten Region und teilweise auch aus anderen Ländern strömen. Die Offenheit der Provinz ermöglicht in Bergenstadt also den Einzug nationaler und globaler Einflüsse. Globalisierung wird hier zu einem Teil der Provinz, die sich als gesellschaftliche Momentaufnahme in all ihren Ausmaßen im Kleinen wie im Großen präsentiert.

Eine solche Offenheit bringt allerdings nicht nur Möglichkeiten, sondern auch Gefahren für die Provinz mit sich, die zu einer Verunsicherung der Bürger führen können, wenn sie zum Beispiel ihre wirtschaftliche Existenz bedroht sehen. Dies kann der Fall sein bei den oben

genannten Übernahmen oder Schließungen von ansässigen Geschäften. Die lang aufgebaute wirtschaftliche Infrastruktur, die einen Teil dieser lokalen Einzigartigkeit ausmacht, ist dadurch bedroht. Ebenso ist die Provinz durch die zunehmende räumliche Mobilität der Nachfolgenerationen gefährdet, wofür der Sohn von Kerstin und die Tochter von Karin Preiss nur zwei Beispiele sind. Damit würde dem Ort eine wirtschaftliche und auch soziale Grundlage entzogen, denn gerade die Kinder sind es, die in Zukunft die lokalen Traditionen wie auch den ortsansässigen Zungenschlag pflegen müssten.

Der Bergenstädter Dialekt kann hierbei als Metapher für den Zustand der Provinz gesehen werden. Dieser beruht auf einer „binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung“, wodurch die Buchstaben t, p und k durch d, b und g ersetzt werden (Thome 83). In den Ohren von Anni Schumann klingt dies wie „eine Alterserscheinung“ (83-84): „Es berührt sie seltsam, dass die Art, wie man in Bergenstadt eben spricht auf einer Schwächung beruhen soll. Von was denn?“ (84). Dieses Zitat ist vielsagend für den Zustand der Provinz, denn trotz der Vorteile, die sich durch die Modernisierungsprozesse für die Bergenstädter ergeben, ist letztlich die so gefeierte Einzigartigkeit des Ortes gerade dadurch in Gefahr.

Es ist aber nicht nur Einzigartigkeit des Ortes bedroht. Auch kleinere soziale Einheiten wie Familien, Beziehungen oder Freundschaften sind kein Hort der Sicherheit mehr, wenn die Menschen in einem Individualisierungsprozess von ihren neuen Möglichkeiten Gebrauch machen. Persönliche Bedürfnisse spielen dann eine größere Rolle, wodurch die Stabilität sozialer Beziehungen schwindet und folglich die Unsicherheit steigt (Beck, „Jenseits von“ 68). Ein deutliches Beispiel hierfür ist Karin Preiss. Sie betrügt ihren Mann in einem Pärchenclub, weil sie es kann (Thome 265), weil sie die ihr gebotenen Möglichkeiten ohne größere moralische Bedenken nutzt und weil sie sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlt (215). Aber auch andere,

scheinbar harmonische Familien zerbrechen, wie die Ehe von Kerstins Nachbarn, der Familie Meinrich (406). Selbst die Mutter-Sohn-Beziehung von Kerstin und Daniel ist von Misstrauen geprägt, während die Beziehung von Kerstin und Thomas Ausdruck eines Zustandes tiefer Verunsicherung und eines zerbrechlichen Glücks ist. Dies zeigt sich in der Darstellung ihres gemeinsamen Lebens im Jahr 2013:

Schon seit Monaten hat sie das Gefühl, stimmungsmäßig nicht mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen, sondern über einen Steg aus morschen Planken zu laufen, von dem sie nicht weiß, welchen Abgrund er verdeckt; nur dass sie es schon in der nächsten Sekunde erfahren könnte, scheint gewiss. Aber am Ende ist all das vorsichtige Balancieren sowieso umsonst. (Thome 409-10)

Kerstin beschreibt ihr Leben, als wenn sie an einem Abgrund stünde, in den sie jederzeit zu stürzen droht. Nach der gescheiterten Ehe mit Jürgen mag sie auch diesem Glück nicht recht trauen; wird verletzt, wenn ihr neuer Lebensgefährte das Wort „Familie“ abfällig benutzt und mit Spießertum und Verstocktheit in Verbindung bringt (411). In anderen Momenten, wie nach einem Streit wegen vergessener Einkäufe, ist er wiederum schuldbewusst und hat ein schlechtes Gewissen (414). Sie kennt Thomas und weiß, warum er sich in manchen Situationen so verhält. „Eine wundervolle Transparenz umgibt das alles. Die gläserne Ehe: Wo sie herkommt und wo sie hingeht, der ganze Weg liegt offen da“ (414). Dieses Bild der gläsernen Ehe steht allerdings nicht nur für das Faktum, dass sie Thomas gut kennt und weiß, wie ihre Beziehung zustande gekommen ist. Es steht genauso auch für die Unsicherheit, für die Zerbrechlichkeit der ganzen Beziehung. Es bedarf nur eines „Steins“ um dieses Glück zu zerstören, äußere Einflüsse wie Karin Preiss, die mit Thomas flirtet oder andere Faktoren. Dennoch versuchen Thomas und Kerstin es miteinander, nur benötigen beide lange um wirkliches Vertrauen zueinander aufzubauen.

Die beiden Protagonisten sind es auch, die zwischen der Großstadt als Möglichkeitsfeld und der zurückgebliebenen Provinz hin- und hergerissen sind. Dies wird besonders bei Thomas

deutlich: In jungen Jahren hatte er Bergenstadt verlassen und war mit dem „Gefühl der Überlegenheit“ (Thome 383) in die jetzige deutsche Bundeshauptstadt gezogen. Berlin steht hierbei für eine „Ansammlung von Fremden, eine Mischung von Milieus, ein Konglomerat an Möglichkeiten“ (351). Gerade diese Vielzahl an Möglichkeiten und unterschiedlichen Milieus macht die Großstadt so attraktiv für Thomas, der in Bergenstadt immer nur ein sehr beschränktes Angebot hatte. Hierzu gehört allerdings auch ein großes fremdes Umfeld und die „Normalität städtischen Wahnsinns“ (78). Dazu zählen Selbstgespräche in der Bahn genauso wie Ausfälle im Park – Dinge, die in Bergenstadt nur sehr bedingt denkbar bzw. in gewissem Maße vorhersehbar scheinen, da man sich untereinander kennt. Dennoch blieb die Hauptstadt bis zu seiner Kündigung sein bevorzugter Wohnort. Nicht, weil er sich in der Millionenstadt und ihrem bunten Treiben besonders wohl fühlte. Vielmehr war es sein Beruf, der ihm dieses Gefühl von Heimat vermittelte, da er sich in einem ihm bekannten Wissenschaftsbetrieb bewegte, in dem er die Verhaltensregeln genauso wie seine Kollegen kannte und Anerkennung als auch Identität erfuhr. So gibt Thomas zu, dass selbst wenn er sein Scheitern in den Gesichtern der anderen hätte ablesen können, wäre er „trotzdem immer weiter gelaufen, so wie die anderen auch“ (57). In diesem Zitat wird deutlich, wie fixiert aber auch wie unhinterfragt er seine wissenschaftliche Karriere voranzutreiben suchte. Sein Fokus war vollkommen auf seine berufliche Zukunft ausgerichtet, wofür er seinen Geburtsort verlassen und das Einsteigen in eine unsichere Wissenschaftlerkarriere in Kauf genommen hat. Dabei widerspricht dies eigentlich seiner Natur, wenn er sich selbst „nicht [als] Typ fürs Provisorium“ (73) bezeichnet. Der Wissenschaftsbetrieb zeichnet sich allerdings genau durch diese Planungsunsicherheit aus, da Universitätsbudgets genauso wie Kürzungspläne einem ständigen Wandel unterlaufen sind, während Arbeitsverträge nur kurzfristig angelegt werden. Jede Position, sofern man nicht

Lehrstuhlinhaber ist, ist folglich ein Provisorium. Genauso wenig trägt eine dynamische und vom Wandel begriffene Metropole wie Berlin zu einem Gefühl von Geborgenheit bei, wenn es am sozialen Netz fehlt, das den Einzelnen mit der Stadt verbindet. Mit seiner Fokussierung auf die Großstadt und den Wissenschaftsbetrieb hat Thomas wichtige Teile seiner Identität unterdrückt, die ihm nun beim Verlust seiner Anstellung schlagartig bewusst werden. Er hat sich selbst betrogen, wenn er sich als weltmännischen Wissenschaftler in der deutschen Hauptstadt sieht, denn seine Herkunft und Identität konnte er nie ganz verleugnen oder unterdrücken. Dies zeigt sich unter anderem in seinem Mangel an Sicherheit im Umgang in der großstädtischen Umgebung. Er bewundert das souveräne Auftreten seiner Kollegen, die in der Metropole aufgewachsen sind. Thomas hingegen hatte das Gefühl „sein ganzes Leben lang nach Weide zu riechen“ (55). Die Weide steht hier als Symbol für die hinterwäldlerische, ländliche Provinz. Auch die Tatsache, dass der Wahlberliner auf seine dialektalen Einfärbungen angesprochen wird (22), verursacht in ihm Misstrauen. Thomas kann seine Herkunft nicht leugnen. Anstatt aber auf die regionalen Besonderheiten stolz zu sein, erfüllt ihn die hessische Provinz mit Scham.

Dabei kann er auch der Großstadt Berlin mit ihrem unübersichtlichen Treiben nur wenig abgewinnen. Er „versuchte sich von der Abendbrise anwehen zu lassen entlang der Spree. Das Licht dehnte sich über der flachen Stadt. In den Brückenträgern nisten Tauben. War er hier je zu Hause gewesen?“ (Thome 55). Der Mittvierziger beschreibt eine triste Stadtlandschaft, in der er versucht, die wenigen natürlichen Eindrücke in sich aufzunehmen. Kalte Stahlkonstruktionen wie Brückenpfeiler sind Teil dieses Bildes, das jeder Natürlichkeit entbehrt, wenn Tauben, als typische Stadtvögel, nicht in Bäumen, sondern in den Erzeugnissen menschlicher Konstruktion nisten. Hier wird ein direktes Gegenbild zu seinem Herkunftsort Bergenstadt aufgebaut, in dem es an Nähe, natürlichen Eindrücken und menschlicher Wärme fehlt. Letztgenanntes wäre bei

seiner Freundin Konstanze zu suchen. Allerdings fühlt sich Thomas von ihr oft unverstanden und hat trotz langjähriger Beziehung die räumliche Gemeinschaft mit ihr im Sinne einer gemeinsamen Wohnung bisher nicht weiter in Erwägung gezogen. Auch von Freundschaften außerhalb der Arbeit ist keine Rede, weshalb ihn in der Großstadt wenig hält und sein Drang Berlin zu verlassen (53) verständlich ist.

Die Rückkehr in seinen Kindheits- und Jugendort Bergenstadt heißt allerdings nicht, dass er damit seine Vorurteile gegenüber der Provinz aufgegeben hat.

Vor sieben Jahren hat er eine Entscheidung getroffen – leichtfertig, wie er jetzt weiß, trotzig, voreilig und gleichgültig gegen die Folgen -, und seitdem ist er damit beschäftigt, sich einzurichten in seinem Dasein, so wie jemand, der mit zu vielen Möbeln in eine zu kleine Wohnung gezogen ist und nun alle zwei Wochen umräumt, um die regelmäßigen Anflüge von Platzangst zu bekämpfen. (Thome 232)

Thomas fühlt sich eingeeignet in Bergenstadt und denkt in manchen Momenten mit der Entscheidung für die Rückkehr einen Fehler begangen zu haben. Wie bei der Darstellung seiner nostalgischen Heimatgefühle beschrieben, versuchte er alte Erinnerungen an seinen Kindheits- und Jugendort zu beschwören. Von diesen hat er sich leiten lassen und empfand auch zeitweise ein Gefühl von Glück in der Gemeinschaft. Allerdings haben sich sowohl er als auch Bergenstadt seit seinem Verlassen weiterentwickelt, was sicher zu seiner Enttäuschung beigetragen und die aufgebauten negativen Vorstellungen und Stereotypen über die Provinz wiederum bestärkt hat. Seine idealisierte Kindheitsheimat hat er nicht mehr angetroffen. Voraussetzung dafür, dass Thomas in Bergenstadt ankommen und dies auch wirklich als Heimat empfinden kann, ist, dass er zunächst das damals aufgebaute Ideal verlernt bzw. relativiert. Erst dann, wie Bernhard Hüppauf ausführt, kann sich das Individuum für eine neue Heimat öffnen (112). Trotz einer grundsätzlichen Bekanntheit aus Jugendentagen ist nämlich auch Bergenstadt neu für den ehemaligen Wissenschaftler, da die Kleinstadt sich in ihrer Infrastruktur sowie in ihrer Bevölkerung weiterentwickelt hat. Technische Errungenschaften, wie zum Beispiel das Internet,

haben hier Einzug gefunden und das Möglichkeitsspektrum der Provinz erweitert bzw. zur fortschreitenden Auflösung der Grenzen der Provinz beigetragen. Genauso sind seit seinem Verlassen Anwohner verstorben sowie neue Personen, wie zum Beispiel Kerstin, hinzugezogen. Dieser Relativierungsprozess braucht viel Zeit. Erst nachdem Thomas sich mit Kerstin zum Kaffee verabredet hat, realisiert er die bisherige Stagnation seines Lebens seit seinem Zuzug in Bergenstadt:

Vor sieben Jahren! Und was hat sich seitdem geändert? Ist nicht alles stehen geblieben auf halber Höhe, sodass er nicht einmal weiß, ob er sich im Aufstieg oder Abstieg befindet? Steht er sicher oder kommt er ins Rutschen? Ist der Berg, während er damit beschäftigt war, sich in den Fels zu krallen, um nicht abzustürzen, über ihm gewachsen? [...] Genau das. Er ist stehen geblieben und der Berg gewachsen. (Thome 168)

Der Berg kann hier einerseits als Symbol für Bergenstadt gelesen werden, denn zu jedem Grenzgang gehört es, gemeinsam den Berg zu erklimmen. An Bergenstadt hat er sich als überschaubare Gemeinschaft in Zeiten der persönlichen und beruflichen Krise gehalten. Hier hat er eine neue Anstellung gefunden, hier weiß er, wie er sich zu verhalten hat, kennt die meisten Leute und Konventionen. Andererseits ist der Berg aber auch Zeichen für zukünftige Hürden, denen er sich bisher nicht gestellt hat. Er ist immer noch damit beschäftigt „sich einzurichten“ (232), fühlt sich nach wie vor fremd (22). Thomas hat sich seinem Leben in Bergenstadt bisher also erst bedingt gestellt, wirkt nicht aktiv beim Grenzgang mit und hat auch keine weiteren Versuche gestartet an der Gemeinschaft teilzunehmen, und sei es nur durch die Suche einer Frau in der hessischen Kleinstadt (231). Dennoch fühlt er sich in manchen Momenten mit der Bergenstädter Gemeinschaft verbunden, teilt mit ihnen seiner Ansicht nach „das Mostige“ (131), also eine Art der Schwerfälligkeit und Genügsamkeit, die er selbst als Sturköpfigkeit auslegt: „Vielleicht hatte [sein Kollege] Kampen das gemeint, als er fragte, ob er sich eigentlich selbst als Dickschädel bezeichnen würde“ (131). Dieses „Bergenstädter Phlegma“ (131) ist Teil seiner Herkunft, weil es ihn mit der Bergenstädter Gemeinschaft verbindet (131). Diese gefühlte

Gemeinsamkeit ist es auch, die ihm nicht nur ein Gefühl der Sicherheit nach seinem beruflichen Scheitern gibt. Hier kann er auch Identität erfahren als Teil der Bergenstädter Gemeinschaft, in der er sich zurecht finden kann. Um sich in dieser oft so verhassten Provinz wieder einfinden zu können, ist es u.a. wichtig für ihn den Wert dieser Gemeinschaft wieder zu erkennen, sodass nicht mehr die Scham dominiert, sondern die Akzeptanz dessen.

All dies wird angestoßen mit dem ersten Treffen von Thomas und Kerstin, die „anders als er, aber genauso fremd ist“ (Thome 22). Dabei ist einer seiner oft in der Schule wiederholten Lehrsätze „Es gibt nur die Suche und manchmal das Finden“ (235) bezeichnend für seine Suche nach der richtigen Frau sowie dem persönlichen Glück und letztlich ebenfalls für seinen Umgang mit der Heimat. Denn Heimat wird hier für den ehemaligen Wissenschaftler zu einer „Suchbewegung“ (Cremer 48), was in der Aneignung des sozialen und kulturellen Umfeldes besteht. Thomas’ Ziel ist das Finden bzw. Ankommen in der kleinstädtischen Gemeinschaft, in seiner Position als stellvertretender Schulleiter und in seiner Partnerschaft mit Kerstin. Insbesondere die Beziehung der beiden ist von einem zerbrechlichen Glück gezeichnet, das von kleinen Missverständnissen leicht erschüttert wird. Obwohl die beiden im letzten Ausblick im Jahr 2013 schon einige Jahre zusammen sind: - es bleibt mindestens bei Kerstin ein Stück Misstrauen, also die schleichende Angst vor dem doppelten Boden und unerwünschten Zufällen, bestehen. Dies ist angesichts der Biografie beider nur verständlich und sollte nicht überbewertet werden. Entscheidend ist nämlich letztlich, dass sie trotz aller Unwägbarkeiten und schlechter Erfahrungen einen Aufbruch hinein ins Ankommen gewagt haben und dabei sind ihre Form von Heimat aufzubauen.

3.4 Vaterland vs. Mutterland – Der schwierige Umgang mit der deutschen Heimat

„Es gibt in unserer deutschen Kultur kaum ein anderes ambivalenteres Gefühl, kaum eine schlimmere Mischung von Glück und Brutalität als die Erfahrung, die hinter dem Wort ‚Heimat‘ steht“ (Reitz, zit. nach Strzelczyk 21). Wenn der deutsche Regisseur, der eine umfassende und anerkannte Film-Trilogie zu diesem Thema produziert hat, von dieser schlimmen Mischung von Glück und Brutalität spricht, so deutet er neben der positiven Erfahrung der Zugehörigkeit, Geborgenheit und Sicherheit auch auf den Missbrauch des Heimatkonzepts hin. Durch dessen Verunglimpfung unter den Nationalsozialisten wurde allerdings nicht nur die idyllisierte oder nationale „Heimat“ zu einem Tabu. „Vaterlandsliebe“ konnte allenfalls noch im Stolz auf die eigene Verfassung, im sogenannten Verfassungspatriotismus, seinen Ausdruck finden (Fuhr 5). An einem nachkriegsdeutschen, nationalen Selbstbewusstsein mangelt es bis heute deutlich, wie der Psychiater Fritz Simon diagnostiziert: „Wir sind eine manisch-depressive Kultur“ (Simon, zit. nach Seitz 8). Wenn diese Bewertung der deutschen Gesellschaft auch ein wenig harsch erscheinen mag, sie fördert den Kern des Problems zutage, nämlich das gefühlte Unbehagen bei der Identifikation mit der eigenen Nation, was seinen Ursprung in der deutschen Vergangenheit hat.

Dies ist auch der Fall in Bergenstadt, als die deutsche Nationalhymne beim Grenzgang im Jahr 1999 ertönt: „Die Jüngeren schnitten Grimassen oder zuckten die Schultern, andere beteiligten sich wie an einer von oben angeordneten Unanständigkeit. [...] Dann war es vorbei, das Lächeln kehrte zurück auf die Gesichter“ (Thome 125). Diese Stimmungsbeschreibung macht ein gewisses Befremden der Bewohner beim Erklingen der Hymne deutlich. Die jungen Teilnehmer kennen entweder den Text nicht oder sehen keinen Grund sich beim Singen zu beteiligen. Andere wiederum singen zwar pflichtschuldig mit, eine Identifikation, geschweige

denn Freude daran dieses Symbol der deutschen Nation zum Besten zu geben ist aber auch hier nicht zu erkennen. Die Bereitschaft ihre Verbindung zur eigenen Nation in solch politischen Symbolen Ausdruck zu verleihen ist folglich bei den Besuchern des Grenzgangs begrenzt. Dies muss allerdings nicht bedeuten, dass sie sich nicht mit ihrem eigenen Land identifizieren. Ganz im Gegenteil, ein gewisser Patriotismus ist spätestens bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 erkennbar, worauf später noch näher einzugehen sein wird. Dennoch spüren die Bergenstädter hier immer noch das „geschichtliche Damoklesschwert“ über sie schweben, wonach „Leidenschaft in Deutschland immer zu Kriegen führt“ (Grünewald).

Erschwerend kommt auch hinzu, dass der Grenzgang ein Ausdruck ihrer lokalen Traditionsgemeinschaft ist und nicht in einer bundesdeutschen Überlieferung wurzelt. Wenn folglich das Grenzgangslied im Vergleich zur Hymne aus voller Kehle gesungen wird, ist dies eine Vergewisserung der lokalen Gemeinschaft mit der sie sich aufgrund der oben festgestellten Traditionsgemeinschaft leichter identifizieren können als mit der belasteten Geschichte der deutschen Nation. Eine weitere Rolle spielt der historische Aspekt, wonach viele Jahrhunderte ein Partikularismus der Regionen vorherrschte. So konnten gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts Regionen wie das Schwabenland oder Preußen „Heimat“ sein. Die „Nation“ beruhte hingegen auf erfundene gemeinsame Wurzeln: Sie war größer und umfasste alle Menschen, die Deutsch sprachen und zur deutschen Kultur gehören (Fetscher 20). Dieser historisch begründete Regionalismus spielt sicher auch eine Rolle, wenn das Singen der Nationalhymne beim Grenzgang als Pflichtübung vollzogen wird, da es am Identifikationspotential mit einem deutschen Staat, Vaterland oder einer deutschen Nation mangelt.

Erst mit der erfolgreichen Teilnahme des deutschen Teams bei der

Fußballweltmeisterschaft im Jahr 2006 wird der Umgang mit den eigenen Nationalsymbolen ungezwungener. Überall in Bergenstadt sind Deutschlandfahnen an Autos oder an Balkone zu sehen (Thome 252), während nach einem errungenen Sieg der deutschen Mannschaft auf der Straße fahnenschwenkend Siegeshymnen und Schlachtgesänge ertönen (273): „Lauthalsige, vollmundige Triumphgefühle in Schwarz-Rot-Gold“ (371). Der Umgang mit den eigenen Nationalsymbolen ist nicht mehr so verkrampft und zeigt seinen Ausdruck in einer gemeinsamen, ausgelassenen Feierstimmung, von der sich nahezu alle anstecken lassen. Selbst der Schuldirektor Granitzny hat am Elternsprechtag einen Fernseher in seinem Büro aufgebaut, um das Viertelfinale zusammen mit Thomas Weidmann zu verfolgen. Der Schulleiter sieht in diesem Turnier einen „nationale[n] Grenzgang“, für den man sich nicht interessieren muss, sondern „einfach dabei“ ist (324). Es ist also ein nationales Volksereignis, in dem nicht mehr die Traditionsgemeinschaft, sondern große Teile des Landes eine Gemeinschaft bildet und ein Ereignis zelebriert. Das Besondere hieran ist, genauso wie beim Grenzgang, die gemeinsame Teilhabe daran. Es lassen sich nahezu alle in den Bann dieses internationalen Turniers ziehen und feiern das deutsche Team mit einem „neuen ‚unverkrampften‘ Patriotismus“ (Seitz 9), einem neuen Wir-Gefühl.

Allerdings lassen sich nicht alle Bergenstädter von dieser „knisternde[n] Erotik neudeutscher Normalität“ anstecken (Thome 319) und sehen sich als Teil dieses neudeutschen „wir“. So ist an Kerstin zum Beispiel gänzlich die Vorfreude auf dieses sportliche Großereignis im eigenen Land „abgeperlt wie Wasser an Wachs“ (244). Ihr Sohn Daniel schaut ebenfalls eher gelangweilt das Viertelfinale im Fernsehen und schaltet dabei den Ton ab:

Ohne Ton wirkt die Emotionalität der Nahaufnahmen bizarr. Ein ganzes Stadion scheint zu leiden, inklusive der Bundeskanzlerin, aber kein Stöhnen ist zu hören, kein Fluchen und kein Winseln. Denn Daniel will es so. Schwarz-rot-goldene Fahnen wehen schweigend über vollbesetzte Ränge, Leute tragen fußballförmige Hüte und Kriegsbemalung, vollführen eine Mischung aus Karneval und Stammesritual. (Thome 246)

Daniel lässt sich von der Euphorie der Masse nicht anstecken, sperrt die Emotionalität aus, die unter anderem starken Ausdruck im Jubeln, Singen, Stöhnen oder anderen verbalen Äußerungen findet. Ohne diese Geräusche wirkt das Bild der Fußballanhänger obskur, was die Ablehnung der Identifikation mit der feiernden Masse erleichtert. Aber auch im deutschen Team sieht er kein Identifikationspotential, was in einem Gespräch mit seiner Mutter deutlich wird: „Sag nicht immer ‚wir‘! Das sind irgendwelche Fußballprofis, untergebildet und überbezahlt, das sind nicht wir“ (254). Er kann genauso wenig mit der Hysterie um das deutsche Fußballteam anfangen wie seine Mutter. Wenn dies nicht der Fall ist, stellt sich die Frage, in wiefern er dann als Nicht-Fußballbegeisterter zum „neuen deutschen Wir“ dazugehört. Hier zeigt sich der kritische Moment der Debatte um die nationale (Fußball-) Heimat. Ein so aufgebautes Kollektivgefühl kann auch zur Ausgrenzung von Mitmenschen führen, die sich nicht mit dem Kollektiv identifizieren oder sich durch eine ausländische Wurzeln vom Kollektiv unterscheiden. So warnen Bredow und Foltin davor, dass „Heimatgefühle [eine] Vorstufe von Fremdenhaß [sein können] und schließlich von Neonazis leicht ausgebeutet werden“ (21). Selbst ein solch vergnügter Patriotismus birgt also seine Gefahren in sich, sodass es zu einer „Instrumentalisierung des Fußballs mit anderen Mitteln“ (Dückers) kommen kann. In Thomes Roman werden allerdings vorrangig die positiven Seiten des Wir-Gefühls herausgestellt, das sich in der Masse der Fußballbegeisterten konstituiert, worauf im Folgenden genauer eingegangen werden soll.

Durch das gemeinsame Feiern beim Public Viewing in der Öffentlichkeit, auf den Straßen oder Zuhause kann demnach ein Gemeinschaftsgefühl erfahren werden. Hier ist laut Kathrin Passig ein „Wellness Patriotismus“ erlebbar bzw. ein „postpatriotischer Partyotismus“. Dieser „ist unscharf definiert, tut niemandem weh und ist weit unter Trinkstärke verdünnt“ (Passig). Mit

einer solchen Ansicht hebt die Schriftstellerin und Journalistin die positiven Elemente des gemeinsamen Feierns hervor, in dem die nationalen Grenzen aufgehoben sind. So könnten auch türkischstämmige Jugendliche Begeisterung für das deutsche Team empfinden und Teil der „schwarz-rot-goldene Hülle [werden], die von einem entspannteren Wir-Gefühl bewohnt wird“ (Passig). Diese Einschätzung zum Fußball-Patriotismus bei der WM 2006 teilt auch Stephan Grünewald, Psychologe und Geschäftsführer des Kölner Markt- und Medienforschungsinstituts Rheingold. So stünden beim Public Viewing „Heimatqualitäten im Vordergrund - gemeinsames Zusammensein, Essen, Trinken und sich Wohlfühlen“ (Grünewald). Er sieht den starken Gebrauch der Nationalsymbole, wie das Fahnenschwenken, die Fan-Gesänge oder die „Kriegsbemalung“ als Ausdruck der aktiven Teilhabe um mit einer gemeinsamen Vision, nämlich Weltmeister zu werden, zusammenzuwachsen und so ein Gemeinschaftsgefühl zu erleben. Der Psychologe meidet genauso wie Kathrin Passig den Ausdruck des Patriotismus, da dieser sich auf das Vaterland beziehe, das sich durch väterliche Tugenden wie Disziplin, Wehrhaftigkeit oder Mannhaftigkeit auszeichne. „Seit Angela Merkel erleben wir aber eine Art Mutterlandsiebe. Hier rücken mütterlichen Qualitäten stärker in den Vordergrund - das gemeinsame Genießen, das ans-Händchen-Nehmen, die Geborgenheit in der Masse“ (Grünewald).

In Thomes Roman findet das Public Viewing zwar keine Erwähnung. Dafür ziehen die Fans aber ihre Deutschlandfahnen schwenkend durch die Stadt, singen ihre Siegeshymnen und tragen auch die erwähnte „Kriegsbemalung“. Selbst wenn sie nicht alle gemeinsam feiern, erleben sie schon Gemeinschaft durch das Tragen derselben Nationalsymbolik und das Teilen einer überschwänglichen Freude. Die Bergenstädter möchten genauso wie Rektor Granitzny „einfach dabei“ (Thome 324) sein bei diesem sportlichen Großereignis, wobei sie durch die gemeinsame Teilhabe Gemeinschaft erleben und Identität erfahren.

Dies kann auch im kleinen Rahmen stattfinden, wenn der Rektor seinen Kollegen Thomas Weidmann in sein Büro holt, um das Spiel gemeinsam zu schauen. Selbst Kerstin und ihr Sohn Daniel kommen trotz ihrer vorgegebenen desinteressierten Haltung gegenüber der Weltmeisterschaft das erste Mal seit Tagen wieder zusammen – und sei es auch nur vor dem Fernseher. Dies erklärt auch Kerstins grundsätzlich positive Einstellung zum Turnier, wenn sie denkt: „Möge die WM gesegnet sein und so lange dauern, bis eines Tages sogar Franz Beckenbauer Falten bekommt“ (Thome 244).

Auch wenn sich nicht alle zu der fußballbegeisterten Masse und dem damit verbundenen neudeutschen „Wir“ zählen wollen, führt dieses Sportereignis dennoch selbst die Skeptiker mit anderen Menschen zusammen, sodass sie Gemeinschaft erfahren können. Der Begriff der „Masse“ soll in diesem Kontext als Versammlung von Menschen verstanden werden, in dem neue Eigenschaften gebildet werden, die unabhängig vom Individuum sind: „Die bewusste Persönlichkeit schwindet, die Gefühle und Gedanken aller Einzelnen sind nach derselben Richtung orientiert. Es bildet sich eine Gemeinschaftsseele, die wohl veränderlich, aber von ganz bestimmter Art ist“ (Le Bon 30). Das heißt, dass die Individuen unabhängig von ihrem Charakter, ihrer Intelligenz oder ihrer Wertauffassung eine allgemeine und neue Auffassung von den Dingen entwickeln (33). Diese psychologische Masse wird gebildet bei meist heftigen Gemütsbewegungen, die unter anderem durch nationale Großereignisse ausgelöst werden können (31). Die Gefühle, die diese äußert, sind dabei sehr einfach und sehr überschwänglich, egal in welche Richtung sie dabei streben (55). Auch der feiernde Teil der Bergenstädter kann als solch überschwängliche Masse angesehen werden, die sich durch das sportliche Großereignis der Weltmeisterschaft im eigenen Land zusammengefunden hat. Das oben beschriebene Verhalten, das Kerstin an eine „Mischung aus Karneval und Stammesritual“ (Thome 246) erinnert, ist

hierbei typisch für das Verhalten in der Masse. Diese erlaubt es dem Individuum aus dem Machtgefühl heraus „Trieben zu frönen, die er für sich allein notwendig gezügelt hätte“ (Le Bon 36). Diese Stadionbesucher zeigen hemmungslos ihre Freude, wobei ihr Verhalten vergleichbar ist mit den hupenden und singenden Bergenstädtern auf der Straße. Dabei erfreuen sie sich ebenfalls dem Gemeinschaftsgefühl und der Verbundenheit mit allen feiernden Deutschen, die mit Flaggen und Gesängen einem ausgelassenen „Partyotismus“ frönen können.

Ein Reibungspunkt in der Diskussion um die Masse stellt der oben schon erwähnte Daniel dar, als offenkundigster Kritiker des bunten Treibens. Er verfolgt das Spiel vor dem Fernseher, was ein gewisses Grundinteresse voraussetzt, wobei er gleichzeitig eine Identifikation mit dem Team und auch den Feiernden ablehnt. Die Frage, ob er letztlich dennoch zur Masse dazugehört, muss in einem anderen Zusammenhang geklärt werden. Festzuhalten bleibt hier, dass selbst er eine Gemeinschaft erlebt, indem er Zeit mit seiner Mutter verbringt. In diesem Kontext erfüllt die Fußballweltmeisterschaft zumindest zum Teil dieselbe Funktion wie der traditionelle Grenzgang, welchen Vergleich Rektor Granitzny aufgeworfen hat (Thome 324). Bei beiden wird eine Gemeinschaft erfahren, sei es aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit und Ortszugehörigkeit oder wegen eines Interesses an einer nationalen sportlichen Großveranstaltung im eigenen Land.

3.5 Der Grenzgang lebe hoch! Heimat erleben in der Traditionsgemeinschaft

Alle sieben Jahre herrscht in Bergenstadt für drei Tage Ausnahmezustand. Dann nämlich wird die Tradition des Grenzgangs zelebriert, bei dem die Bergenstädter die Grenzen ihrer Kleinstadt kollektiv entlang wandern. Dieses Volksfest wurzelt in der alten Amtspraxis die Grenzsteine des Ortes zu kontrollieren, die insbesondere in den vergangenen Jahrhunderten von

Bewohnern benachbarter Städte verschoben wurden, um mehr Land für sich beanspruchen zu können. Begleitet werden die Massen dabei vom sogenannten „Mohr“, dessen ursprüngliche Aufgabe es war, „alle Gauner zu erschrecken, die sich an den Grenzsteinen zu schaffen machten“ (Thome 420). Ebenfalls wird die Menge von den „peitschenknallenden Wettläufern“ begleitet, die aufpassen, dass keiner der Wandernden den vorgegebenen Weg verlässt und Abkürzungen nutzt. Falls es doch zu einer solchen Widrigkeit kommen sollte, müssen die Läufer den Ausscherenden wieder einfangen. Für den Großteil der Bergenstädter sind diese drei Tage aber mehr als ein Lauf- und Fangspiel für Erwachsene, wie der Bürgermeister in seiner Rede zum Grenzgang 1999 deutlich macht. Demnach sei der Grenzgang

eine Tradition, in der sich die Verbundenheit ausdrückt zwischen gestern, heute und morgen zwischen den Generationen, zwischen den Bürgerinnen und Bürgern einer Generation und schließlich die Verbundenheit einer ganzen Gemeinde zu ihrer Heimat und dem, was sie ausmacht: die Schönheit der Natur und die Herzlichkeit der Menschen. [...] Denn der Grenzgang ist die Vergegenwärtigung und die Feier all dessen, was wir als das Besondere an unserer Heimat empfinden, was wir bewusst pflegen, worauf wir stolz sind, was uns die Gewissheit gibt, dass wir Mitglieder einer Gemeinschaft sind. (Thome 122-23)

Das Oberhaupt von Bergenstadt geht auf zahlreiche Punkte ein, die wichtige Elemente des Traditionsbegriffs darstellen und die er im Grenzgang verwirklicht sieht. Dies ist ein Ritual aus der Geschichte der Stadt Bergenstadt, die von einer Gruppe entwickelt, von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde und weiterhin Bestand hat. Ziel ist es dabei, dass dieser Brauch nicht nur in der Gegenwart gepflegt wird, sondern auch noch für die Zukunft, in „achtundneunzig und hundertfünf Jahren“ (122), bewahrt wird.

Wenn hier allerdings nun vom „pflegen“ dieser Tradition die Rede ist, dann erinnert dies auch an eine Fixierung des Brauchs in seiner Art und Weise, eine Unveränderlichkeit. Diese vergangenheitsgetreue Festschreibung eines Brauchs, Gegenstands, o.ä., also das Bestreben, etwas Vergangenes möglichst originalgetreu wiederzugeben, ist das, was der Politologe Hermann Lübke als „Kulturmusealisierung“ (Lübke 2) bezeichnet. Diese Tendenz erkläre sich aus einem

„zeitbedingten Historismus“ (2), der durch die zahlreichen raschen sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in unserer Gesellschaft ein Bedürfnis nach kultureller Stabilität aufkommen lässt, was u.a. bei mehr oder minder unveränderten Bräuchen der Fall ist. Durch das Zelebrieren einer solch historisch fixierten Tradition wird demnach Beständigkeit vermittelt. Selbst wenn diese ihrer ursprünglichen Sozial- und Funktionszusammenhänge dabei enthoben werden, werden diese Traditionsveranstaltungen musealisiert, wobei „ihr historischer Charakter das am meisten Geschätzte zu sein scheint“ (Assion 626). Dies scheint auch bei den Bergenstädtern der Fall zu sein, die in Zeiten von hochentwickelter Vermessungstechnologie und Satellitenaufnahmen sich nicht mehr auf die Lage von Grenzsteinen verlassen müssen, dennoch aber alle sieben Jahre begeistert zum gemeinsamen Wandern und Biertrinken zusammenkommen. Auffallend ist zudem Thomas' Selbstwahrnehmung bei seiner Teilnahme am Grenzgang nach seiner Kündigung in der deutschen Hauptstadt. Gekleidet in Flanellhosen, Hemd, Jacke und leichten Sommerschuhen komme er sich vor „wie ein Museumsbesucher“ (128), wenn er sich mit den anderen ortsansässigen Teilnehmern vergleicht, die wandergerecht gekleidet, den Berg erklimmen. Gerade nach zehn Jahren des Lebens in einer sich dynamisch entwickelnden Millionenmetropole betrachtet er diese von Stetigkeit gezeichnete Traditionsgemeinschaft wie ein faszinierter Besucher, der mit dem Spektakel nichts zu tun hat.

Die Pflege dieses Brauchtums macht die Kleinstadt zudem zu etwas Besonderem. Dies muss auch vor dem Hintergrund des Vergleichs mit anderen, umliegenden Ortschaften gesehen werden, wenn einmal alle sieben Jahre Menschen aus der gesamten Umgebung und selbst aus dem Ausland Besucher kommen, nur um an dieser Veranstaltung teilzunehmen (Thome 85-86, 413). Bergenstadt ist dann etwas Einzigartiges und der Grenzgang gibt dem Ort einen Teil seiner Identität, indem er sich von anderen Orten abgrenzen kann. Durch die Abgrenzung zum Umfeld

wird zudem auch die Ortsgemeinschaft zusammengeschweißt. Diese entwickelt eine gemeinsame Vorstellung der Vergangenheit, bereitet die Festlichkeiten zusammen vor, kennt die Verhaltensregeln sowie Abläufe und feiert schließlich auch gemeinsam. Durch das Aufbauen eines Wir-Gefühls, das sich sowohl im Gemeinschaftssinn als auch im sicheren Umgang in diesem Umfeld ausdrückt, erleben die Bergenstädter ganz konkret Heimat. Diese gefühlte Sicherheit ist ebenfalls ein Element der Traditionen, da sie bestimmte überlieferte Verhaltensmuster bereitstellt (Bollnow 217). Gleichzeitig macht die dadurch stattfindende Stärkung des Gemeinschaftsgefühls auch die Eingliederung von Fremden schwierig, da dies nicht deren Tradition ist. Selbst wenn sie am Brauch teilnehmen, mitwandern und mitfeiern – sie bleiben für die Bergenstädter zunächst Außenseiter bzw. die Outgroup (Kunne 32) und können nur durch größere Anstrengung und Mühen ein Teil der Gemeinschaft werden (Kunne 32; Schönberger 103). Karlheinz Rossbacher nennt hier als Beispiele für solche Mühen eine „doppelte Identifikation mit dem ländlichen Wertesystem“ oder die Entwicklung eines „besondere[n] Verhältnis[ses] zur Natur“ (188). Zu diesem Schluss kommt er nach der Analyse von Heimatromanen der Jahrhundertwende, die zur Heimatkunsbewegung zählen (137). Hierbei stellt die „Ingroup“ (Kunne 31) oft eine geschlossene Dorfgemeinschaft dar, die sich durch eine starke Bindung zur Natur und ein feste, traditionelle Wertegemeinschaft auszeichnet. Dies fungiert als „Hort der Sicherheit“ (143). Einzelne Charaktere werden zu deutlichen Sympathieträgern, indem sie Heimatwerte verkörpern (183). Außerdem wird ihre Naturverhaftetheit oft mit Schicksalsgläubigkeit und/oder Autoritätsverfallenheit kombiniert (181). Da der Fokus des Romans von Stephan Thome aber weder eine Dorfgemeinschaft in der Jahrhundertwende noch totale Naturverbundenheit, hörige, schicksalsgläubige oder eindeutig mit Heimatwerten belegte Charaktere thematisiert, sind im Fall von *Grenzgang* auch andere

Möglichkeiten denkbar, die im Folgenden diskutiert werden.

Kerstin ist vor einigen Jahren aus Köln in die Kleinstadt gezogen. Obwohl die 44-Jährige einen bekannten Bergenstädter Rechtsanwalt als Ehemann hatte, wird sie als Fremde in dieser Masse von Grenzgängern beschrieben, die das kleinstädtische Gemeinschaftsgefühl nicht nachvollziehen kann (Thome 122). „Was für ein Stolz war das? Worin bestand der Sinn für das Besondere? Und ob es sich lohnte, Teil dieser Gemeinschaft zu sein, schien ihr an diesem Morgen zweifelhafter denn je“ (123). Kurz zuvor wurde sie von ihrem Sohn in dem Verdacht bestätigt, dass ihr Mann Jürgen sie betrügt. Damit war ihr einziger Verbindungspunkt zu dieser Gemeinschaft in der Form ihres Ehemanns stark infrage gestellt, wobei die Tradition des Grenzgangs ihr noch verhasster wurde, da Jürgen zum einen hier sehr engagiert war und zum anderen die dort aufgebaute Gemeinschaft nutzte, um Zeit mit seiner Geliebten zu verbringen, die selbst Teil dessen ist. Folglich ist sie natürlich umso kritischer, wenn der Bürgermeister eine Gemeinschaft preist, zu der sie keinen Bezug hat, da es an Kontakten zu anderen Menschen in der Ortsgemeinschaft fehlt und sie an den Vorbereitungen sowie der Durchführung des Grenzgangs ebenfalls nicht teilnimmt.

In Kerstins Kritik an dieser Tradition wird des Weiteren die oben angesprochene Kulturmusealisierung mit den starren, kleinstädtischen Konventionen in Verbindung gebracht. „Ist Tradition also nicht, was man oft unter ihr versteht, das bloß Vergangene, das heute nur noch *gepflegt* wird? Weil schließlich niemand sich vorwerfen lassen möchte, ungepflegt zu sein...“ (Thome 124). Die studierte Tanzlehrerin bringt hier deutlich das Festhalten am Historischen auf den Punkt. Es werden nämlich eben nicht nur historische Bräuche gepflegt, sondern auch an bestimmten Wertvorstellungen festgehalten, die die Offenheit für das Neue und Fremde einschränken (Handschuh 621). Solche Vorstellungen werden innerhalb dieser

Traditionsgemeinschaft konserviert, die weder eine Erneuerung dieses Brauchs zulässt noch fremde Personen vorbehaltlos aufnimmt. Das Bestreben nicht „ungepflegt“ erscheinen zu wollen, kann hierbei entweder als Andeutung auf engstirnige, kleinstädtische Konventionen gelesen werden, in denen sowohl sehr viel Wert auf die äußere Erscheinung des Eigentums als auch der Person gelegt wird. Oder es kann als Hinweis auf den zeitbedingten Historismus gesehen werden, der bis heute durch die Pflege von Brauchtum, Denkmälern, o.ä. in zahlreichen Orten seinen Ausdruck findet (Assion 626-27). Wenn Kerstin nun aufgrund der oben genannten Gründe den Worten des Bürgermeisters auch keinen Glauben schenken will, findet sie dennoch an der Idee einer Traditionsgemeinschaft Gefallen (Thome 124). Dies könnte als Hinweis auf eine langsame Öffnung für Bergenstadt gedeutet werden, was sich durch die entstehende Freundschaft mit Karin Preiss und dem Kontakt mit Thomas Weidmann andeutet. Eine Überwindung dieser Grenze zwischen In- und Outgroup kann folglich im Aufbauen von Beziehungen und Freundschaften mit den Ortsansässigen bestehen. Ferner kann eine Identifikation mit der Traditionsgemeinschaft auch dazu beitragen Teil der Ingroup zu werden, was sich durch die gemeinsame Vorbereitung der Volksfeste, der Teilnahme von Straßengruppierungen zum Grenzgang und letztlich der gemeinsamen Durchführung äußern kann. Hier ist also insbesondere das soziale Moment von Bedeutung und gleichzeitig einziger realistischer Anknüpfungspunkt, um zumindest im Ansatz Teil dieser Gemeinschaft werden zu können. Andere Dinge, wie die von Rossbacher vorgeschlagene doppelte Identifikation mit dem traditionellen, ländlichen Wertesystem, sind unrealistisch, da Kerstin sich so schon in der ihr zugewiesenen Rolle als Hausfrau und Mutter unwohl fühlt. Hier ist der Zugang über die gemeinsam zelebrierte Tradition vielversprechender, da sie hier ein Gefühl der Gemeinsamkeit erfahren kann.

Auch Thomas hat zunächst Probleme sich auf die Tradition des Grenzgangs vorbehaltlos einzulassen, wenn er zynisch fragt: „Tradition! Wald! Heimat! Man gedachte der Toten und bekam Lust auf ein kühles Bier. War das Tradition?“ (Thome 131). Zudem kommt er sich in seinen „Stadtkleidern“ (131) beim Grenzgang 1999 deplatziert vor und fühlt sich genauso wie Kerstin fremd in der Kleinstadt (22). Trotz der eingangs beschriebenen abschätzigen Kommentare kann er sich leichter für dieses Brauchtum öffnen als zum Beispiel Kerstin, was seine oben angedeutete Verbundenheit zu Bergenstadt untermauert: „Und jetzt, während er seine Schritte seitlich in den Hang setzte, um nicht abzurutschen auf dem immer steiler werdenden Boden, jetzt glaubte er [die Worte des Bürgermeisters] selbst. Genau das war Tradition: sich halten an das, was man hat“ (132). Ihm wird der Aspekt der Sicherheit bewusst, die der Grenzgang den Bergenstädtern vermittelt, insbesondere vor dem Hintergrund, dass er sich im übertragenen Sinne in seinem Privat- und Berufsleben gerade auch an einem steilen Hang befindet, bei dem er droht „abzurutschen“ mit dem Verlust seiner Anstellung und einer unsicheren Partnerschaft. Er erkennt den Wert dieser Gemeinschaft und schätzt diese Verhaltenssicherheit, die ihm der Grenzgang in den drei Tagen nach seiner Kündigung zumindest zeitweise bieten kann, was auch den nostalgischen Charakter zum Ausdruck bringt.

Sein Vater hatte [an die Tradition des Grenzgangs] geglaubt, so fest und selbstverständlich wie daran, dass sein Sohn es eines Tages zum Professor bringen würde, und nur weil er sich in dem einen getäuscht hatte, musste das andere keine Illusion sein. Tausende kämpften sich an diesem Morgen gemeinsam den Berg hinauf, und er empfand als Glück... oder beinahe zumindest. Eine schlichte und bescheidene Vorform des Glücks, die mit Luft und Erde zu tun haben mochte. Oder mit Gemeinschaft und Bier. (Thome 132)

Der Historiker lässt sich also auf diese Gemeinschaft ein und erfährt zumindest vorübergehend Glück dabei – ein Zugehörigkeitsgefühl, das ein Heimatgefühl werden kann, wenn er auf Dauer lernt, die Besonderheit dieser kleinstädtischen Gemeinschaft zu schätzen. Hierhin ist es allerdings noch ein längerer Weg. Deswegen ist dieses Empfinden von Zugehörigkeit und Glück

zerbrechlich und durch den eben genannten inneren Zwiespalt bestimmt, welche Haltung er zur Provinz und den damit verbundenen Traditionen einnehmen soll. Diese Ambivalenz zeigt sich an seinen Gedanken bei einer Rede des Bürgerobersts, in der seine Wahrnehmung deutlich negativer geprägt ist als in den bisher zitierten Absätzen:

Es war ein farbenprächtig tristes Panorama, das sich Weidmann darbot: das weite Tal und die gleichförmigen Hügel, die sonnenglänzenden Autodächer entlang der Bundesstraße, das entrückte Schloss und davor die müde Kavallerie der Grenzgangsreiter und Fahnenträger, all die Uniformierten mit ihren federgeschmückten Hüten, Schärpen, Säbeln und Plaketten. Eine hungernde, in der Sonne bratende Menge, die der Ansprache ihres Generals lauschte oder vor sich hin döste. [...] Zu gewöhnlich, um wahr zu sein. (Thome 282)

Die gesamte Situation ist von Trostlosigkeit geprägt, was allein schon an den Adjektiven und Adverbien „farbenprächtig trist“, „gleichförmig“, „entrückt“, „müde“, „hungernd“ oder „gewöhnlich“ deutlich wird. Die Natur wird als monoton gleichförmig beschrieben, wobei ihm zuvor der Geruch von Erde noch ein Glücksgefühl vermitteln konnte. Auch der Gemeinschaftsgedanke scheint in den Hintergrund getreten zu sein. Stattdessen braten, hungern oder dösen die Zuschauer in der Sonne. Thomas erkennt nur allgemeinen Stumpfsinn und langweilige Gleichförmigkeit - eine Gewöhnlichkeit, die ihn abstößt. Sowohl diese Gewöhnlichkeit als auch der Stumpfsinn sind Attribute, die mit der „Provinz“ verknüpft werden, worauf später noch genauer einzugehen sein wird. Zu dieser Provinz gehören auch deren Traditionen, die hier eine negative Färbung erfahren, da Thomas in seiner Grundhaltung darum bemüht ist, die ländliche Region abzulehnen. Dennoch, und dies ist entscheidend, zeigen immer wieder kleine Begebenheiten, dass er sich trotz der rationalen Ablehnung der Provinz wie auch der bergengstädtischen Traditionsgemeinschaft im Grunde doch zumindest emotional zugehörig fühlt. Dazu gehören Dinge, wie die Tatsache, dass er trotz dieser oben beschriebenen, empfundenen Tristesse noch den halben Text des Grenzgangliedes *Drüben im Hinterland bin ich so gern* auswendig kennt, worüber er sich selber wundert (Thome 284). Ähnlich ist der oben

analysierte nostalgische Moment auf der Fahrt nach Bergenstadt zu deuten, wie auch das Faktum, dass er nach gemeinsam verbrachter Nacht mit Kerstin unter der Dusche mehrere Strophen der „ollen Grenzgangsschlager“ singt (398).

Es zeigt sich folglich, dass die Tradition des Grenzgangs eine wichtige Funktion sowohl für die Protagonisten als auch für die Bergenstädter einnimmt. So empfinden sowohl Thomas als auch Kerstin beim Zelebrieren dessen ein Gemeinschaftsgefühl, das mindestens als erstrebenswert gilt. Ferner erfährt Thomas hier auch ein Gefühl von Sicherheit und Identität, die er nach seiner Kündigung zunächst eingebüßt hatte. Ähnlich geht es der Bergenstädter Ortsgemeinschaft, die sich durch das regelmäßige Ausrichten und Feiern des Grenzgangs ihrer Vergangenheit, Gemeinschaft und Ortsidentität versichert. Dass dies auch negative Auswirkungen haben kann, macht Kerstin in ihrer Kritik der historischen Fixierung der Bräuche, Gemeinschaft und Werte deutlich. Teil dieser Traditionsgemeinschaft kann sie nur durch größere Anstrengungen werden, wobei sie die ersten Schritte hierfür nach ihrer Scheidung vornimmt durch das Aufbauen von Freundschaften zu Bergenstädtern oder der Eröffnung eines eigenen Gewerbes in der Kleinstadt.

4. Interpretation des Heimatkonzepts in Stephan Thomes *Grenzgang*

In den bisherigen Ausführungen zu Stephan Thomes Roman ist deutlich geworden, dass zum Teil sehr unterschiedliche Elemente des Heimatkonzepts in *Grenzgang* Anwendung gefunden haben. Stark herausgetreten sind hierbei die sozialen Elemente des Heimatverständnisses, was die Gemeinschaft in der Familie, in Freundschaften, aber auch in größeren Zusammenschlüssen, wie einer Orts- oder Traditionsgemeinschaft implizieren kann. Die Letztgenannte zeichnet sich dabei durch eine besondere Beziehung der Menschen zueinander, ihrer gemeinsamen historischen Vergangenheit und ihrer natürlichen Umwelt aus. Diese Elemente sollen im Folgenden auch berücksichtigt werden, wenn von sozialen Beziehungen die Rede ist. Denn diese umfassen laut Wilhelm Brepohl eben auch die „Ich-Du-Sache-Beziehungen im Raum“ (14). Darunter sind die Verbindungen der Menschen untereinander zu verstehen als auch zur Natur und Landschaft, der Tier- und Pflanzenwelt und zu Gebäuden, Fahrzeugen bis hin zu einzelnen Gegenständen, die die Umgebung prägen. Soziale Beziehungen können folglich beim Heimatbegriff nie isoliert betrachtet werden, sondern müssen immer auch das Umfeld berücksichtigen, in dem sie eingebettet sind. Dies wird auch in Stephan Thomes *Grenzgang* deutlich. Der Roman zeigt, dass Heimat in solchen sozialen Beziehungen aktiv geschaffen werden kann. Dieser Zugehörigkeitsraum, in dem Sicherheit und Geborgenheit erfahren werden kann, befindet sich allerdings nicht in einem statischen Umfeld, sondern wird von zahlreichen Entwicklungsprozessen auf der persönlichen, sozialen, technischen und wirtschaftlichen Ebene begleitet, weshalb die Heimat durch einen permanenten Zustand der Unsicherheit bedroht ist und folglich stets aufs Neue angeeignet werden muss. Dies zeigt sich in mehreren Bereichen im Roman, wobei die Tradition des Grenzgangs eine besondere Stellung einnimmt. Der Grenzgang ist das verbindende Element, da er für die Protagonisten Thomas und

Kerstin, die Bergenstädter allgemein und die Struktur des Romans große Bedeutung hat.

So ist *Grenzgang* in drei etwa gleich große Teile aufgeteilt, wobei jeder mit einem Element des Grenzgangsspruch betitelt ist: „Der Stein ... die Grenze ... in Ewigkeit“. Der Stein hat dabei in mehrfacher Weise Symbolwert im ersten Teil des Werks: Thomas wirft mit einem Stein das Fenster seines ehemaligen Universitätsgebäudes ein und kehrt damit der wissenschaftlichen Karriere den Rücken zu. Auch kommt hier bei vielen Charakteren auf der metaphorischen Ebene „der Stein ins Rollen“, wodurch eine wichtige Phase des Fortschritts und neuer Entwicklungen im Leben der Bergenstädter markiert wird. So kommt im ersten Teil Thomas zurück nach Bergenstadt, entdeckt trotz aller Vorurteile seine Verbundenheit zur Kleinstadt und beginnt über sein bisheriges Leben nachzudenken. Gleichzeitig lernt Kerstin ihre Nachbarin Karin kennen, wodurch sie einen Schritt in die Gemeinschaft macht, der sie bisher als Fremde gegenüberstand. Die Traditionsgemeinschaft wird durch diverse Reden der Stadtoberhäupter in ihrem Wert und historischen Charakter vorgestellt und den Protagonisten vergegenwärtigt. Der zweite Teil, „die Grenze“, konzentriert sich einerseits auf die einschließende Funktion einer Grenze und andererseits auf Grenzüberschreitungen der Charaktere im metaphorischen Sinn. Es wird beschrieben, wie sich Kerstin und Karin gefangen fühlen in ihrer jeweiligen Lebenssituation. Dies führt dazu, dass Karin mit ihrer Nachbarin in einen Pärchenclub fährt, um ihren Mann zu betrügen. Diese angedeutete Grenzüberschreitung der Konventionen des Ortes und des Treuegelöbnisses der Ehe hat Kerstin schon sieben Jahre zuvor begangen, als sie ihren Mann mit Thomas betrogen hat, wobei Jürgen ebenfalls untreu war. Der letzte Teil „in Ewigkeit“ klingt mehr wie eine Hoffnung als wie eine Tatsache, angesichts der zahlreichen Einflüsse, die das Leben der Bergenstädter einer ständigen Weiterentwicklung aussetzen. Dieser optimistische Ton kann zunächst Ausdruck des hoffnungsvollen Endes des

Romans sein, bei dem Kerstin und Thomas sich füreinander entscheiden. Die Ewigkeit kann in diesem Zusammenhang möglicherweise als eine Anspielung auf das Treuegelöbnis der Ehe verstanden werden. Ebenfalls zeigt sich in diesem Teil durch Rückblenden ins Jahr 1985, dass Thomas seine Herkunft nie ablegen kann und auf ewig ein Bergenstädter bleiben wird, egal wie sehr er sich auch bemüht dies abzulegen (Thome 381). Außerdem ist damit auch die Hoffnung auf die Stabilität und Bestandswahrung kultureller Überlieferungen wie der Tradition des Grenzgangs verbunden, die durch eine stetige Entscheidung für ihre Ausübung Fortbestand haben kann.

Die Handlung deckt vier Grenzgänge, von 1985 bis 2013, ab. Der Aufbau ist dabei nicht chronologisch, sondern die Erzählzeit wechselt bei fast jedem Abschnitt. Dadurch muss der Leser sich jedes Mal aufs Neue orientieren und kann nur anhand von einzelnen Bemerkungen bzw. vielleicht sogar erst nach Beendigung der Gesamtlektüre das Unterkapitel und die darin beschriebene Handlung verorten. Trotz der viermaligen Wiederholung des Grenzgangs im Gesamtverlauf des Buchs befindet sich der Rezipient also in einem Zustand ständiger Reflexion, wenn er die zeitliche Reihenfolge der Handlung in seinem Verständnis verorten muss. Demnach steht nicht der repetitive Charakter des Grenzgangs im Vordergrund, sondern das Prozesshafte im Verstehen der Geschichte. Dies ist eine Grundausrichtung des Romans, die nicht nur beim reflektierenden Lesen deutlich wird: Auch die Bergenstädter müssen sich ihre Tradition jedes Mal aufs Neue aneignen und so sowohl an ihrer persönlichen als auch kollektiven Identität sowie an ihrem Verständnis von Heimat arbeiten.

Diese gemeinsame Identität bauen die Bergenstädter durch ein Gefühl der Gemeinschaft auf. Die Bewohner der hessischen Kleinstadt treffen sich in ihren Straßenkompanien und bereiten den Grenzgang gemeinsam vor, wandern zusammen die Grenzsteine ab und feiern

schließlich ausgelassen im Festzelt. Dabei erfahren sie zum einen Sicherheit und Geborgenheit in der Traditionsgemeinschaft und versichern sich zum anderen durch ihre aktive Teilnahme ihrer kollektiven Identität als „Bergenstädter Grenzgänger“. Sie verbinden sich dadurch mit der Geschichte ihres Ortes und grenzen sich gleichzeitig von anderen umliegenden Ortschaften ab. Durch das Ablaufen der einzelnen Grenzsteine verorten sie ihre Traditionsgemeinschaft dabei symbolisch in einem klar markierten Raum. Dieser Akt macht die von Brepohl genannte Ich-Du-Sache-Beziehungen besonders deutlich, wenn sie so gemeinsam die Natur, die Berge, die Tier- und Pflanzenwelt sowie die baulichen Besonderheiten der Kleinstadt erfahren. Diese Grenzsteine können allerdings nicht mehr als die Funktion von Markierungspunkten erfüllen, denn die eigentlichen Grenzen der Kleinstadt sind schon seit langer Zeit offen für äußere Einflüsse. Die ursprüngliche historische Funktion hat der Grenzgang also eingebüßt. Dadurch ist eine andere Funktion in den Vordergrund gerückt, und zwar die Verortung des Individuums in einer sozialen Gemeinschaft, wodurch der Einzelne Sicherheit und Identität erfährt. Die Wichtigkeit dessen versteht auch Thomas, wenn er feststellt, dass der Sinn dieses Rituals sei, „sich [an das zu] halten [...], was man hat“ (Thome 132). Hierzu zählen nicht nur historisch fixierte Werte und Rituale, sondern eben auch die Gemeinschaft. Eine Funktion dieser Gemeinschaft ist die des Schutzes vor äußeren Einflüssen, die den Einzelnen genauso wie die Gruppe bedrohen können. Wenn ein Bergenstädter, wie zum Beispiel Thomas, hier Identität erfährt, erlöst ihn dies von seinem ständigen Schwanken zwischen konträren Selbstbildern, die unterschiedliche Anforderungen an ihn stellen und ihn in seiner Identität verunsichern. Die Bergenstädter im Allgemeinen wiederum können so die Besonderheit ihres Ortes feiern und sich einer kollektiven Identität versichern. All dies ist genauso wie der Akt der Kontrolle der Grenzsteine aus einem Gefühl der Unsicherheit entstanden. Hierbei geht es um Fragen danach, wie sich das Individuum in einer

unübersichtlichen und vielschichtigen Welt konstituiert oder wie eine Ortsgemeinschaft den Charakter des Besonderen erhält, wenn sich lokale, nationale und globale Entwicklungen gegenseitig beeinflussen.

Das Zelebrieren einer Tradition, wie dem Grenzgang, hat allerdings nicht den Charakter des Selbstverständlichen, auch wenn dieser Eindruck durch die regelmäßige Veranstaltung alle sieben Jahre vermittelt wird. Ganz im Gegenteil: Die Bergenstädter sind selbst für ihren Fortbestand verantwortlich. Der Soziologe Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang von einer Zeit der „Enttraditionalisierung“ (Beck, „Was meint“ 12), in der Traditionen vom Individuum ganz bewusst gewählt und oft erfunden werden müssen. Ihre Gültigkeit besitzen sie dabei nur solange, wie die Individuen sich hierfür entscheiden (12). Trotz des regelmäßigen Veranstaltens des Grenzgangs ist dessen Fortbestand folglich jedes Mal aufs Neue auch eine Angelegenheit jedes Einzelnen in der kleinstädtischen Gemeinschaft. Wenn sich darin die kollektive Identität etabliert, stellt sich an jeden Bewohner alle sieben Jahre die Frage, ob er sich weiterhin damit identifiziert bzw. ob er ein Bedürfnis nach der Identifizierung mit der Traditionsgemeinschaft verspürt. Dadurch erhält die Tradition des Grenzgangs den Charakter des Prozesshaften durch eine aktive Entscheidung des Einzelnen für die Tradition. Das Prozesshafte wird ebenfalls in den letzten Sätzen des Romans deutlich: „Der Trommelwirbel erklingt, und während die Wettläufer [Kerstin] dreimal auf den Stein senken und wieder hochheben, sagt der Mohr mit müder Stimme, was er schon tausendmal gesagt hat und noch tausendmal sagen wird, ohne sich je zu wiederholen: ‚Der Stein ... die Grenze ... in Ewigkeit‘“ (Thome 454). Das, was zunächst wie ein Paradox klingt, dass man den Grenzgangssatz unzählige Male sagen kann, ohne sich auch nur einmal zu wiederholen, kann als Metapher für diesen Prozess der Aneignung der Tradition gesehen werden. Jedes Mal steht das Individuum vor einem neuen Entschluss, vor

neuen Bedürfnissen und Erwägungen, wodurch kein Ja oder Nein für die Identifikation mit einem Brauchtum wie zuvor ist. Das Bekennen zu oder Ablehnen von einer Traditionsgemeinschaft ist ein Teil der Identitätsarbeit und somit auch der Heimat eines jeden Einzelnen. In diesem Kontext wird der Zusammenhang von Identität und Heimat besonders deutlich. Identität ist nicht gleichbedeutend mit Heimat, aber sie steht in einem engen Zusammenhang mit ihr, da das Suchen der eigenen Identität, zum Beispiel in der Traditionsgemeinschaft, genauso wie das Suchen der eigenen Heimat einen ständigen Prozess der aktiven Aneignung darstellt.

Mit der Tradition des Grenzgangs und dem Ende des Romans werden gleichzeitig zwei typische Elemente angesprochen, die Teil des traditionellen Heimatromans sind. Auf der einen Seite hat das Brauchtum große Relevanz in diesem Genre, weil es die historisch gewachsene Verbundenheit zum Ort ausdrückt, während der typische Heimatroman auf der anderen Seite immer positiv ausgeht. Auch *Grenzgang* zeichnet sich durch ein vorsichtig-optimistisches Ende aus, wenn über Kerstin gesagt wird: „Panik und Triumph. Kein Sieg über sich selbst, aber ein Teilerfolg. [...] Keine Verstellung, Ende des Spiels. Sie wird ihn lieben, ganz einfach“ (Thome 454). Kerstin entscheidet sich trotz mancher Zweifel und Ängste für die Beziehung mit Thomas. Das ist kein unhinterfragtes Happy End, aber zumindest der Versuch einen gemeinsamen Schritt zu wagen. Weitere schon erwähnte Übereinstimmungen mit dem traditionellen Heimatroman sind die geschlossene kleinstädtische Gemeinschaft, die auf Konventionen aufbaut und bei Verstoß gegen diese, Sanktionen ausspricht sowie vereinzelte Naturbeschreibungen, die die emotionale Verfassung der dargestellten Figur widerspiegelt (Thome 127, 282). Ebenfalls beginnt der Roman mit einer idyllischen Naturbeschreibung von Kerstins Garten, in dem sich die Technik nahtlos einfügt (9). Das, was im ersten Moment als eindeutiger Ansatzpunkt für den

traditionellen Heimatroman gelesen werden könnte, stößt rasch an seine Grenzen, und zwar an die einer gleichmäßig geschnittenen Hecke. Diese vermittelt eine Endlichkeit und Begrenztheit der Idylle, die im Heimatroman hingegen unbegrenzt ist und dadurch Ewigkeit vermittelt (Rossbacher 151). In diesem Fall kann Kerstin für einen kurzen Moment Ruhe und Zuflucht finden. Allerdings kann sie sich nicht in eine abgeschottete „Besänftigungslandschaft“ (Bausinger, „Heimat in einer offenen“ 76) flüchten, die Bausinger schon bei den Romantikern ausgemacht hat. Die Technik und somit auch der ständige Fortschritt in allen Bereichen ist Teil ihres Lebens, der sich in dieser Szene ganz ungestört einfügt, sich zu anderen Zeitpunkten aber auch bemerkbar macht, wie bei der Tatsache, dass ihr Exmann Vater wird oder es ihrer Mutter gesundheitlich zusehends schlechter geht. In Bergenstadt ist folglich keine von der Zivilisation abgeschottete Idylle anzutreffen. Dynamische und unvorhersehbare nationale und globale Entwicklungen sind Teil ihres Lebens, wodurch sie stets auch von Unsicherheit begleitet wird. Am deutlichsten setzt sich *Grenzgang* aber vom traditionellen Heimatroman darin ab, dass Heimat hier kein objektiver Tatbestand ist, der sich in der fixierten kleinstädtischen Ordnung manifestiert, sondern dass jede Romanfigur sich ihre eigene Form der Heimat aktiv schaffen muss.

So findet Tante Anni ihre Heimat in ihren Erinnerungen an ihren verstorbenen Mann sowie in ihrer Zugehörigkeit zur Orts- und Traditionsgemeinschaft. Kerstin wiederum hat einen ganz anderen Hintergrund, wenn sie als junge unabhängige Frau für viele Jahre in der Großstadt gelebt hat und in Bergenstadt erstmals diese Traditionsgemeinschaft erlebt. Sie möchte Teil dessen werden, was durch die Eröffnung eines eigenen Tanzstudios und der Freundschaft mit der resoluten Bergenstädterin Karin ermöglicht werden kann. Genauso wichtig ist aber ihre Beziehung zu Thomas, der ähnliche Probleme hat sich in der Provinz einzufinden wie sie. Dabei

hat er wiederum einen völlig anderen Hintergrund als gescheiterter Wissenschaftler und lediger Studienrat, der als Bergenstädter einige Jahre in der deutschen Hauptstadt verbrachte und nach seinem Scheitern wieder zurückkehrte. Die von Eckhart Prahl herausgestellte Subjektivität von Heimat wird hier folglich genauso deutlich, wie die dominierende Gegenwartsbezogenheit der Protagonisten von *Grenzgang*, die Prahl ebenfalls bei den von ihm analysierten Romanen feststellt. Besonders für diesen Roman ist allerdings die erfolgreiche Aneignung von Heimat in der Gegenwart. Bei den von Eckhart Prahl analysierten Romanen von Martin Walser, Uwe Johnson, Siegfried Lenz und Franz Innerhofer kann diese Heimat hingegen nur in der kindlichen Vergangenheit oder in einer utopischen Zukunft gefunden werden. Die Gründe für die erfolgreiche Heimataneignung sollen im Folgenden dargelegt werden.

Wie zuvor schon erwähnt, zeichnen sich sowohl Thomas als auch Kerstin durch eine Gegenwartsorientierung aus. Dies bedeutet, dass sie sich mit ihrer Gegenwart und den darin auftauchenden Problemen auseinandersetzen, was positiv ist, denn nur dadurch gelingt ihnen auch eine persönliche Weiterentwicklung, denn die persönliche Identität ist der von dem Einzelnen „immer wieder zu bewerkstellende, am Schnittpunkt von gesellschaftlicher Interaktion und individueller Biographie stattfindende Prozeß der Konstruktion und Revision von Selbstbildern“ (Glomb 267). Einen solchen Prozess der Identitätsarbeit kann das Subjekt aber nur eingehen, wenn es sich aktiv mit der Gegenwart auseinandersetzt. Auch wenn Thomas und Kerstin vereinzelte nostalgische Fluchtbewegungen in die Vergangenheit machen, wie Thomas als er seine Anstellung in Berlin verliert oder Kerstin, als ihre demenzkranke Mutter den Geburtstag der Tochter vergessen hat, dominiert doch die Auseinandersetzung mit dem Hier und Jetzt, wodurch sie sich ihrer persönlichen Bedürfnisse und Ziele bewusst werden. Sie bleiben nicht stehen in ihrer Identitätsentwicklung, sondern setzen sich bewusst damit auseinander. Nur

so können sie Heimat in der Gegenwart erfahren, indem sie sich fragen, wie sie leben, wo sie arbeiten wollen und zu welchen sozialen Gruppen sie sich zugehörig fühlen. Erst wenn sie sich dessen bewusst werden, können sie sich dafür entscheiden und sich ihre Heimat in ihren sozialen Beziehungen aktiv aneignen.

Kerstin ruft sich zum Beispiel den lange gehegten Wunsch eines eigenen Tanzstudios wieder ins Gedächtnis und bespricht diesen mit ihrer Nachbarin Karin, mit der sie ihn letztlich auch verwirklichen kann. Genauso entwickelt sie das Bedürfnis Teil der Traditionsgemeinschaft zu werden. Eine solche Gemeinschaft ist nach ihrem Leben in der Großstadt etwas Neues für sie und trotz der Tatsache, dass die Geliebte ihres Exmanns dieser Gemeinschaft entstammt, empfindet sie Gefallen an der Idee dieser Gemeinschaft (Thome 124). Sie flüchtet sich also nicht in ihre Verletztheit und Verbitterung, sondern versucht weiterzumachen. Dabei trifft sie auf Thomas, der dadurch, dass er in Bergenstadt aufgewachsen ist, ebenfalls grundsätzlich zur Bergenstädter Gemeinschaft gehört, sich aber von den hiesigen Männern unterscheidet (Thome 102). Wenn Kerstin folglich beginnt, um ihn und um eine gemeinsame Zukunft zu kämpfen, lässt sie sich damit auch auf Bergenstadt ein, das sie sich sowohl durch Freundschaften und Beziehung als auch beruflich aktiv als Heimat aneignet.

Auch Thomas befindet sich in diesen Prozess der Identitätsarbeit, der mit der Heimataneignung einhergeht. So muss er zum Beispiel sein Selbstbild als „weltmännischer Wissenschaftler“ nach seinem Scheitern revidieren, was viele Jahre dauert. Erst nach dem Zusammentreffen mit Kerstin im Jahr 2006 merkt er, wie sein Leben bisher stagniert hat (Thome 168). Langsam nimmt er die Dinge selbst wieder in die Hand, kümmert sich um seine berufliche Zukunft und kämpft seit Jahren erstmals wieder um eine Frau. All dies findet ausgerechnet in der hessischen Provinz statt, mit der er lange gehadert hat. Auch wenn der eigentliche Grenzgang im

Jahr 2006, als beide zusammenkommen, nur im Hintergrund läuft, ist die Bergenstädter Traditionsgemeinschaft doch ständig präsent. Zuvor hat er sich ebenfalls nicht um ortsansässige Frauen bemüht, da er der Meinung war, dass in Bergenstadt für ledige Männer über 40 kein Sexualleben möglich sei, „das den Namen verdient“ (231). Auch singt Thomas nach der ersten gemeinsam verbrachten Nacht zahllose Strophen der „ollen Grenzgangsschlager“ (398) unter der Dusche. Mit seiner Entscheidung für Kerstin entscheidet er sich folglich auch für Bergenstadt, wodurch die eingangs betonte Vielschichtigkeit von sozialen Beziehungen, die eben auch immer seinen Ausdruck zur natürlichen Umwelt findet (Brepohl 14), deutlich wird.

Insbesondere Thomas und zu einem Stück weit auch Kerstin, die noch dabei ist Teil der Bergenstädter Gemeinschaft zu werden, erfährt in diesem „Beziehungsfeld“ (Brepohl 12) sowohl Sicherheit und Geborgenheit als auch einen wichtigen Teil seiner Identität, die zum Finden von Heimat dazu gehört. Dies ist für die Protagonisten genauso wichtig wie für die Bergenstädter Gemeinschaft, die sich durch die Aufrechterhaltung ihrer Traditionen vor einer ständig vorhandenen Unsicherheit schützen möchten. Diese ist allein durch den prozesshaften Charakter der Aneignung von Traditionen als auch von der persönlichen Identität stetig präsent. Ständig ist das Individuum damit beschäftigt sich seiner selbst zu versichern, auf neue Möglichkeiten zu reagieren und diese für sich anzunehmen oder abzulehnen. Hinzu kommen aber auch andere Faktoren, wie die gegenseitige Durchdringung der lokalen, nationalen und globalen Ebenen in der Globalisierung. Dadurch können die Bergenstädter zwar an weltweit verbreiteten Informationen und technischen Entwicklungen wie dem Internet teilhaben. Ebenso übernehmen national und global agierende Konzerne lokale Geschäfte, wie im Fall von König's Lebensmittelgeschäft oder Tante Annis Bäckerei. Dadurch ist die Einzigartigkeit von Bergenstadts wirtschaftlicher Infrastruktur durch fabrikgefertigte Massenware und dem

Auftauchen gleichartig aussehender Fast-Food-Restaurants, wie McDonalds, bedroht. Das Hauptinteresse dieser Konzerne liegt in der wirtschaftlichen Rentabilität, sodass nicht nur das Stadtbild, sondern auch die wirtschaftliche Sicherheit vieler Bewohner von kurzfristig orientierten Entscheidungen dieser abhängig ist. Die Tatsache, dass Bergenstadt eine „offene Provinz“ (Mecklenburg, *Erzählte Provinz* 46) ist, erhöht folglich mit der Zunahme neuer Möglichkeiten auch das Maß der Unsicherheit, mit dem ihre Bewohner täglich konfrontiert werden.

Ein weiterer Grund hierfür kann ebenfalls in der Relativierung bzw. dem Mangel an dauerhaften, überindividuell gültigen Normen und Orientierungen in der Gesellschaft (Glomb 267) gesehen werden. Traditionelle Rollenbilder und gesellschaftliche Hierarchien haben ihre Bedeutung eingebüßt, was u.a. bei Kerstin deutlich wird. So kann sie während ihres Studiums unabhängig in einer Großstadt leben und bestimmt selbst über ihr Leben und dessen Ausrichtung. Erst mit dem Umzug nach Bergenstadt und der Gründung einer Familie mit Jürgen wird diese Freiheit eingeschränkt. Die Gebundenheit ans Haus macht sie besonders unglücklich, weil sie um ihre grundsätzlichen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung weiß. Dies legt sich erst mit dem Auftauchen von Thomas, bei dem sie selbst auch aktiv ist und die Initiative ergreift. Ebenfalls macht sie sich zusammen mit Karin Preiss selbstständig, wodurch beide Frauen das traditionelle Geschlechterrollenmodell nicht mehr erfüllen. Auch wenn Karin und Kerstin in der Lage sind sich selbstständig zu machen, wird an der Selbstverständlichkeit, mit der von Kerstin die Rolle der Hausfrau, Mutter und Pflegkraft erwartet wird, ein Stadt-Land-Gegensatz deutlich. Traditionelle Werte wie die Verteilung der Geschlechterrollen haben hier länger Bestand als in der Großstadt, da hier Konventionen als soziale Kontrollmechanismen dienen. Dadurch dauert es länger bis sich in einer kleinstädtischen oder dörflichen Gemeinschaft Neuerungen durchsetzen.

Genauso haben idealisierte Bilder wie das des sicheren Lebensschoßes ihre Bedeutung einbüßen müssen, was durch Liese Werners körperlichen und geistigen Verfall angedeutet wird. Selbst eine für das Kind so unerschütterliche Institution wie die eigene Mutter ist vor dem Verfall und dem Altern nicht geschützt. Eine idyllisierte und harmonische weibliche Heimat ist in *Grenzgang* nicht anzutreffen und hat hier auch keinen Platz. Stattdessen wird die Realität aufgezeigt, die von einer stetigen Unsicherheit begleitet wird.

Noch viel deutlicher wird dies bei Tante Anni. Nach dem Tod ihres Manns Heinrich und der Übernahme ihrer Bäckerei durch den Großbetrieb Scharnweber nimmt sie eine nostalgische Haltung ein und versucht der schmerzlichen Gegenwart durch eine Flucht in die positiv verklärte Vergangenheit zu entfliehen. Sie redet mit ihrem verstorbenen Mann und beschwört die guten alten Zeiten, in denen das Handwerk noch geschätzt wurde. Auf neue technische Entwicklungen will sie sich hingegen nicht einlassen. Diese Haltung hat nicht nur den Verlust ihres Geschäfts zur Folge, sondern bedeutet auch das Stagnieren ihrer persönlichen Weiterentwicklung in ihrer Identität als Geschäftsfrau.

Einer solchen Unsicherheit versuchen die Bergenstädter zu begegnen in der Ausübung ihrer Traditionen, die ihnen das Gefühl von kultureller Stabilität vermitteln, indem sie sich dafür entscheiden, diese nicht zu verändern. Ebenfalls finden sie diese Gemeinschaft bei der Fußballweltmeisterschaft 2006, das genauso wie das dreitägige Volksfest die Gemeinsamkeit innerhalb der Masse in den Vordergrund stellt. Hierbei geht es folglich weniger um patriotische Gefühle als vielmehr um heimatliche Werte, wenn die Fußballbegeisterten zusammen trinken, essen und feiern. Selbst diejenigen, die sich nicht für Fußball interessieren (Kerstin, Thomas) oder eine Identifikation mit dem deutschen Team bewusst ablehnen (Daniel), kommen hierbei mit ihren Mitmenschen zusammen.

Entscheidend ist es nun in diesem Zusammenhang, dass sich die meisten Mitglieder der Bergenstädter Gemeinschaft, allen voran Thomas und Kerstin, dennoch für die Schaffung von Heimat in der Gegenwart entscheiden. Sie teilen mit Kerstin die Haltung des zum Beginn des Romans geäußerten „Trotz allem“ (Thome 9) und versuchen entgegen der ständig vorhandenen Unsicherheit ihre Heimat aktiv zu schaffen.

Damit beantwortet *Grenzgang* nicht nur den Umgang mit einem so subjektiven Gefühl wie Heimat in unserer unsteten und dynamischen Gesellschaft. Es zeigt auch wie Individuen, wie Thomas oder Kerstin, die in der Mitte ihres Lebens stehen, mit Krisen und Enttäuschungen umgehen können. Thomas hat Bergenstadt als junger Mann verlassen, um die Beschränktheit des Kleinstädtischen und Provinziellen hinter sich zu lassen. Mit dem Ziel Professor für Geschichte zu werden gab er sich einem unhinterfragten Karrierestreben hin, was bezeichnend ist für zahlreiche ehrgeizige junge Leute, bei denen die Anerkennung im Beruf wichtiger ist als andere persönliche Bedürfnisse (Hinrichs und Rubinich). Was passiert aber, wenn mitten in dieser Phase höchster Produktivität und Strebens der Chef einem anderen Kollegen die ersehnte Professur gibt? Wenn mit einem Mal alle ehrgeizigen Karriereträume verpuffen? Thomes Antwort hierauf ist die Besinnung auf die eigenen Wurzeln, die man nie ganz ablegen konnte, selbst wenn man wollte. Es ist die Rückkehr in die überschaubare Gemeinschaft, die mit einer Abwendung von der hektischen und unübersichtlichen Großstadt verbunden ist. Thome reiht sich damit ein in eine Reihe deutscher Autoren, wie Rocko Schamoni's *Dorfpunks. Entschuldigung es ging nicht anders* (2004), Florian Illies' *Das Ortsgespräch* (2006) oder Patrick Findeis' *Kein Schöner Land* (2009), die Berlin den Rücken kehren, sodass das Schwarzrotgold auf der Reichstagskuppel nur noch wie ein „Papierfähnchen im Geburtstagskuchen“ (Thome 54) wirkt. Der Erfolg dieser Provinzromane ist dabei sicher nicht nur auf die Befriedigung „herbstmilde[r] bürgerliche[r]

Gefühle der deutschen 40- bis 50-Jährigen“ (Radisch) zurückzuführen. Gerade auch jüngere Generationen sind in einem kurzfristig orientierten Arbeitsmarkt beim Streben nach dem idealen Lebenslauf immer wieder mit Rückschlägen konfrontiert, was bei einigen schon deutlich früher als bei Thomas zum Hinterfragen ihres Karrierestrebens führt. In der Suche nach der eigenen Identität sind verdrängte Anteile seiner provinziellen Herkunft immer wieder zum Vorschein gekommen. Statt diese abzulehnen, versucht er sich nun seinen Kindheits- und Jugendort neu als Heimat anzueignen. Wenn er sich zu Kerstin und zur Bergenstädter Traditionsgemeinschaft bekennt, gibt er damit aber nicht klein bei. Stattdessen gesteht er sich seine wirklichen Bedürfnisse ein, die immer in ihm vorhanden waren und lehnt damit bewusst die dominante Logik des Arbeitsmarkts des ständigen Weiterstrebens ab. Mit seiner Entscheidung für die hessische Provinz ist die Unsicherheit allerdings nicht aus seinem Leben getreten. Sie ist ein Teil dessen, genauso wie bei Kerstin, Karin oder Tante Anni. Dennoch entscheidet er sich für den Aufbruch im Ankommen – bei sich, in seiner Beziehung und in Bergenstadt.

5. Schlussbetrachtung

Die Arbeit hat gezeigt, dass das Heimatverständnis in Stephan Thomes Roman *Grenzgang* sich durch seine Vielfalt auszeichnet. Es kann nicht nur auf soziale oder nur auf räumliche Aspekte reduziert werden, sondern muss in seiner Vielschichtigkeit Beachtung finden. In *Grenzgang* wird deutlich, dass Heimat in sozialen Beziehungen durch die aktive Aneignung des Individuums möglich ist, selbst wenn diese durch Unsicherheit bedroht ist.

Die Unsicherheit ist dabei ein Teil des Lebens der Individuen, mit der sie lernen müssen umzugehen. Diese resultiert aus unterschiedlichen Faktoren. Dazu zählt der Mangel an bzw. die Relativierung von überindividuell gültigen Normen und Orientierungen, wie moralischen Verhaltensregeln oder traditionellen Rollenbildern. Im Fall von *Grenzgang* zeigt sich dies bei Kerstin Werner, die als junge Frau ihr Elternhaus verlassen hat und ein freies, selbstbestimmtes Leben in der Großstadt Köln führte. Bis sie nach Bergenstadt gezogen ist, arbeitete sie aktiv an ihrer Selbstverwirklichung in ihrem Studium als Tanzpädagogin. Die Vorzüge des großstädtischen Lebens musste sie zwar für ihre Familie zunächst für viele Jahre aufgeben. Sie gewinnt aber neuen Mut, nachdem sie Thomas kennenlernt, bemüht sich aktiv um eine Beziehung mit ihm und eröffnet sogar ein eigenes Tanzstudio mit ihrer Nachbarin Karin Preiss. Am Ende steht also die Eigeninitiative von Kerstin im Vordergrund und nicht das Bild einer traditionellen Hausfrau. Die idyllische, weibliche und widerspruchslös-harmonische Heimat kann Kerstin wiederum nicht herstellen. Ihre Ehe scheitert an einer Affäre ihres Manns Jürgen mit einer jüngeren Frau. Genauso desillusioniert ist sie aber auch im Umgang mit ihrer demenzkranken Mutter Liese Werner. Der körperliche und geistige Zustand der betagten Frau verschlechtert sich zunehmend, was nicht nur Angst, sondern auch Unbehagen in der Tochter auslöst. Lieses Zustand ist ihr unheimlich, denn die Möglichkeit des Verfalls hatte die Tochter

bisher stets verdrängt. Demnach hat die Vorstellung einer idyllischen weiblichen Heimat in *Grenzgang* den Charakter des Illusorischen, die an der Realität scheitert.

Genauso treten aber auch andere Faktoren hinzu, die eine Zunahme der Unsicherheit begünstigen. Durch die Vernetzung Bergenstadts mit der regionalen, nationalen und globalen Außenwelt erfüllt die Kleinstadt das Bild einer offenen Provinz. Dies erhöht die Zahl der Möglichkeiten für die Anwohner der Kleinstadt. Außerdem wertet dies die Provinz im Vergleich zur Großstadt auf, wenn Dinge wie das Internet in Anspruch genommen werden und somit direkter Anschluss zum weltweiten Fortschritt besteht. Auf der anderen Seite ist die Einzigartigkeit Bergenstadts durch den Einzug von Großkonzernen bedroht, wenn diese das kleine Handwerk verdrängen. Der Auszug aus der Provinz in die Welt ist eine andere Konsequenz der Globalisierung, wodurch das lokale kulturelle Erbe gefährdet wird, wenn junge Leute wie Kerstins Sohn Daniel die „Weltsprache“ Englisch gegen ihren Dialekt eintauschen.

Ebenso bedingt die ständige Weiterentwicklung im technischen und wirtschaftlichen Bereich eine fortwährende Neuorientierung des Individuums in seiner Identität. Es muss sich immer neu verorten und das Bild von sich selbst immer wieder konstruieren und revidieren. Für diese Identitätsarbeit sind Kerstin und Thomas gute Beispiele, da sie im Verlauf der Handlung immer wieder mit sich, ihren eigenen Bedürfnissen, Ansprüchen und Zielen hadern. Dies ist aber ein notwendiger Vorgang, damit sich die beiden in ihrer Identität weiterentwickeln und sich für ihr kleinstädtisches Umfeld öffnen können. Das Prozesshafte der Identität bewirkt auf der einen Seite also Unsicherheit, trägt auf der anderen Seite aber auch dazu bei, überhaupt ein Gefühl von Heimat durch die aktive Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Umwelt zu entwickeln.

Im Zentrum dieser Auseinandersetzung steht die Tradition des Grenzgangs. Sie ist das verbindende Element des Romans, was sich auf mehreren Ebenen zeigt. Strukturell gliedert

dieser die gesamte Handlung, da vier verschiedene Grenzgänge von 1985 bis 2013 dargestellt werden. Das ständige Springen der einzelnen Unterkapitel von einem Grenzgangsjahr zum nächsten versetzt den Leser in einen fortwährenden Reflexionsprozess, in dem er sein Verständnis der Handlung verorten muss. Er befindet sich also in einem ähnlichen Aneignungsprozess wie die Bergenstädter, die sich ihre Tradition alle sieben Jahre aufs Neue aneignen müssen. Jeder Grenzgang ist für die Mitglieder der Traditionsgemeinschaft anders, weil jeder aktiven Teilnahme und Identifikation ein neuer Entscheidungsprozess vorausgeht. In diesem Prozess der Enttradierung können traditionelle Brauchtümer wie der Grenzgang nur fortleben, wenn sich die Menschen bewusst dafür entscheiden. Durch die Bejahung dessen werden sie dann nicht nur Teil einer Gemeinschaft, sondern bauen dadurch ebenfalls eine Verbindung zur Vergangenheit des Ortes wie auch zur natürlichen Umgebung von Bergenstadt auf. Damit ist die Handlung des Romans auch unmittelbar an diesen Ort mit seiner Geschichte gebunden und nicht ohne weiteres in einen anderen Rahmen verlegbar. Diese Verwurzelung in einen bestimmten Raum bei gleichzeitiger Teilhabe an den nationalen und weltweiten technischen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen zeichnet *Grenzgang* aus. Die im Rahmen der Arbeitswelt häufig geforderte räumliche Mobilität wird das Ankommen in einem markierten Raum entgegengestellt. So sind Thomas und Kerstin dabei in der hessischen Provinz anzukommen mit einer fortwährenden Suche nach sich selbst. Bergenstadt gibt ihnen hierbei ein Stück Sicherheit, indem sie an der kollektiven Identität der Traditionsgemeinschaft teilhaben können.

Mit dem Grenzgang als traditionelles Brauchtum hat Stephan Thome zudem ein typisches Merkmal der literarischen Gattung des „traditionellen Heimatromans“ aufgegriffen. Auch andere Motive dieses literarischen Genres werden im Roman verarbeitet, wie das optimistische Ende,

Naturbeschreibungen oder die geschlossene kleinstädtische Gemeinschaft. In anderen Punkten setzt sich *Grenzgang* wiederum deutlich von dieser Gattung ab. Insbesondere die Vernetzung der Provinz mit der Außenwelt sowie das Verständnis von Heimat sind hierbei zu nennen. Im Heimatroman der Jahrhundertwende ist Heimat ein objektiver Tatbestand, der sich in der dörflichen Ordnung niederschlägt. In *Grenzgang* hingegen wird die Subjektivität des Konzepts betont, wenn jeder Charakter eine andere Auffassung von *seiner Heimat* entwickelt. Besonders für *Grenzgang* ist die dominierende Gegenwartsorientierung der Protagonisten, wodurch eine erfolgreiche, wenn auch unterschwellig bedrohte Heimat im Hier und Jetzt möglich wird. Dadurch unterscheidet sich *Grenzgang* von vielen Werken, die sich mit dem Heimatkonzept bisher auseinandergesetzt haben. Deswegen allerdings von einer neuen Form des Heimatromans zu sprechen, wäre zu weit gegriffen, da es seit dem traditionellen Heimatroman an Gattungskonzepten zu den neuen Entwicklungen des Heimatromans mangelt. Die Scheu vor einem solchen Vorhaben ist verständlich, da diese Gattung nicht mehr auf Stereotypen reduziert werden kann, sondern genauso wie das subjektive Konzept alle möglichen Formen einer empfundenen Heimat umfassen müsste. Hier wären Subkategorien des Heimatromans hilfreich und notwendig, um es vom klischeebehafteten Bild des idyllisch-verklärten Alpenpanoramas, das auch durch die Kulturindustrie im Heimatfilm transportiert wird, zu befreien. Ein solch ehrgeiziges Vorhaben ist allein schon deswegen wichtig, um die Diskussion über Inhalt und Wert des „neuen Heimatromans“ voranzutreiben. Ebenfalls wäre die Untersuchung der Funktion des Bergenstädter Dialekts, also die Verbindung von Heimat und Sprache, im Rahmen einer anderen Arbeit zu behandeln. Dieser stellt nämlich genauso wie das Zelebrieren von Traditionen eine wichtige Form der Identifikation mit dem Herkunftsort her.

Fruchtbar könnte zudem auch die Reflektion der Metaphorik des „Grenzgangs“ im

Roman gemacht werden. So machen zahlreiche Charaktere auf unterschiedlichen Ebenen „Grenzerfahrungen“. Durch eine Grenzziehung der Traditionsgemeinschaft fühlen sich Personen, wie Kerstin, ausgeschlossen. Und selbst Heimat kann erst durch die Festlegung einer Grenze, die das Eigene vom Fremden trennt, erfahren werden.

Aufschlussreich wäre zudem auch eine genauere Analyse von Aspekten des Romans, die der Autor nicht bespricht. Hierzu zählen soziale Probleme, wie der Umgang mit Immigranten oder sozial benachteiligten Gruppen, wie Arbeitslose, in Bergenstadt. Das Nichterwähnen solcher Aspekte führt zu einer nicht realitätsgetreuen Darstellung der Kleinstadt, was auch die Analyse des Heimatkonzepts problematisch macht. Dadurch kann es nämlich zu einer Überbetonung positiver Aspekte und somit zu einer Verklärung kommen, während negative Dinge, wie die Ausgrenzung von Minderheiten oder Andersdenkender, kaum Berücksichtigung finden. Da der Umgang mit Heimat insbesondere im politischen Kontext bis heute hin schwierig ist, sollten in einer weiterführenden Arbeit die Beweggründe und Folgen für bestimmte Leerstellen in *Grenzgang* genauer analysiert werden.

Stephan Thome hat sich wie zahlreiche andere Autoren des deutschsprachigen Romans in den letzten Jahren der Provinz zugewandt. Er verfolgt damit einen Trend der vergangenen Jahre innerhalb der deutschen Literatur, in der nicht mehr die Bundeshauptstadt Berlin, sondern die ländliche Peripherie im Vordergrund steht. Wenn Thomas nun aber die deutsche Flagge in der Berliner Reichstagskuppel aus der Distanz kaum noch wahrnimmt, dann ist dies eine klare Abkehr von der deutschen Hauptstadt, in der die Debatten über die deutsche Nation, aber auch über die deutsche Vergangenheit geführt werden, die die Identität der Deutschen bis heute prägt. In *Grenzgang* dominiert nicht das Erinnern an damals, sondern die Auseinandersetzung mit der Gegenwart. Folglich herrscht hier eine „Post-Vergangenheitsbewältigungs-Mentalität“

(Irchenhauser 12), in der neue Möglichkeiten der Identifikation auf nationaler und regionaler Ebene ausgelotet werden. Laut Maria Regina Irchenhauser setzt diese Entwicklung mit der deutschen Wiedervereinigung ein, die als „Stunde Null“ (12), also als Neuanfang der Bundesrepublik gesehen wird. In Bergenstadt zeigt sich dies in der deutlichen Identifikation mit der hessischen Provinz und den hiesigen Traditionen, die der Identifikation mit als belastet empfundenen Nationalsymbolen vorgezogen wird. Erst mit der Fußballweltmeisterschaft zeigt sich eine alternative Form der Identifikation mit dem eigenen Land.

Auch wenn Thome mit der Verortung der Handlung in der Provinz einer allgemeinen Entwicklung in der Literatur folgt, so setzt er bei der Ausgestaltung dessen eine eigene Note. In *Grenzgang* geht es nämlich nicht darum die Abgründe des Dorfes zu präsentieren, das provinzielle Treiben zu ironisieren oder Heimat in der Vergangenheit zu suchen. Ganz im Gegenteil: Ohne spöttischen Unterton zeigt Thome in seinem Werk unverblümt das Leben der Kleinstädter, die sich auf einem ständigen Grenzgang bei ihrer Suche nach ihrem persönlichen und doch so fragilen Glück in der Gemeinschaft befinden. Auffällig ist hierbei die dominierende Gegenwartsorientierung der meisten Charaktere. Mit dem vorsichtig-optimistischen Ausgang des Romans wird das langsame Ankommen in Bergenstadt von Thomas und Kerstin und somit ebenfalls die erfolgreiche Aneignung von Heimat angedeutet. Damit stellt *Grenzgang* eine der wenigen Ausnahmen in einer oft durch Ortlosigkeit und Entfremdung (Schlink 13) beschriebenen Zeit dar.

Dies ist vor allem der Verdienst der Bergenstädter Traditionsgemeinschaft, welche insbesondere Thomas zu schätzen lernt, als er nach dem Verlust seiner Anstellung mit Anfang/Mitte 40 in die hessische Provinz flüchtet. Er erlebt das, womit immer mehr Menschen im sich rasant entwickelnden Arbeits- und Finanzmarkt zu kämpfen haben – eine Lebenskrise im

besten Alter. Dies muss nicht nur der Verlust der Anstellung sein. Genauso ist eine Scheidung denkbar, wie bei Kerstin oder die räumliche Verlegung der eigenen Arbeitsstelle, wodurch das vertraute Umfeld aufgegeben werden muss. Damit reflektiert der Autor einen Zeitgeist, in dem die Möglichkeit des persönlichen Scheiterns in wichtigen Lebensphasen zur bitteren Realität wird. Auf den Umgang mit solchen Enttäuschungen oder Krisen versucht *Grenzgang* nun eine mögliche Antwort zu geben. Der Protagonist könnte verzweifeln und sich aufgeben oder sich kopflos in eine neue Aufgabe stürzen. Stattdessen wählt er aber die Flucht in das Altbekannte, in seinen Kindheits- und Jugendort Bergenstadt. Hier kann er nicht nur räumlichen Abstand zu seinem bisherigen Leben finden. Auch empfindet er erstmals seit langem keinen Druck mehr, sondern kann sein bisheriges Leben reflektieren und seine eigentlichen Bedürfnisse, aber auch Grenzen und Handlungsmöglichkeiten ausmachen. Nur in einem solchen Prozess der „Entschleunigung“ kann er neue Möglichkeiten ausloten und sein Leben neu, nach seinen eigentlichen Bedürfnissen ausrichten. So zählt die aktive Anpassung an die neue Lebenssituation als ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zur gefühlten Heimat.

Literaturverzeichnis

- Amery, Carl. „Der Provinzler und sein Schicksal.“ *Die Provinz. Kritik einer Lebensform*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1964. 5-20. Druck.
- Applegate, Celia. *A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat*. Berkeley: U California P, 1990. Druck.
- Assion, Peter. „Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur musealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur.“ *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hg. v. Susanne Althoetmar-Smarczyk et al. Bd.1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1990. 623-32. Druck.
- Bastian, Andrea. *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1995. Druck.
- Bausinger, Hermann. „Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte.“ *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hg. v. Susanne Althoetmar-Smarczyk et al. Bd. 1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1990. 76-90. Druck.
- . „Heimat und Identität.“ *Heimat. Sehnsucht nach Identität*. Hg. v. Elisabeth Moosmann. Berlin: Ästhetik und Kommunikation, 1980. 13-29. Druck.
- . *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart: Kohlhammer, 1961. Druck.
- Beck, Ulrich. „Jenseits von Klasse und Stand?“ *Soziale Ungleichheiten*. Hg. v. Reinhard Kreckel. Göttingen: Schwartz, 1983. 35-74. Druck.
- . „Was meint ‚eigenes Leben‘?“ *Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*. Hg. v. Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl und Ulf Erdmann Ziegler. München: Beck, 1995. 9-42. Druck.

- Blickle, Peter. *Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland*. Rochester: Camden House, 2002. Druck.
- Boa, Elizabeth und Rachel Palfreyman. *Heimat. A German Dream. Regional Loyalties and National Identity in German Culture 1890-1990*. Oxford: Oxford UP, 2000. Druck.
- Bollnow, Friedrich Otto. „Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit. Philosophie Betrachtungen. Philosophische Betrachtungen.“ *Der Bürger im Staat* 33 (1983): 217-18. Druck.
- Bondy, Francois. „Die rehabilitierte Heimat.“ *Neue deutsche Hefte* 22 (1975): 107-12. Druck.
- Brepohl, Wilhelm. „Die Heimat als Beziehungsfeld. Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat.“ *Soziale Welt* 4 (1952/53): 12-22. Druck.
- Brussig, Thomas. „Heimat.“ *Kleines Deutsches Wörterbuch*. Hg. v. Jörg Bong und Florian Illies. Frankfurt/Main: Fischer, 2002. 64-71. Druck.
- Buchwald, Konrad. „Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat.“ *Heimat heute*. Hg. v. Hans-Georg Wehling. Stuttgart: Kohlhammer, 1984. 35-59. Druck.
- Bütfering, Elisabeth. „Frauenheimat Männerwelt. Die Heimatlosigkeit ist weiblich.“ *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hg. v. Susanne Althoetmar-Smarczyk et al. Bd. 1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1990. 416-37. Druck.
- Cremer, Will und Ansgar Klein. „Heimat in der Moderne.“ *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hg. v. Susanne Althoetmar-Smarczyk et al. Bd. 1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1990. 33-55. Druck.
- Dideriksen, Anne-Sofie. „Grenzauflösung zwischen Provinz und Welt bei Ingo Schulze.“ *Grenzen – Grenzüberschreitungen - Grenzauflösungen. Zur Darstellung von*

- Zeitgeschichte in deutschsprachiger Gegenwartsliteratur*. Hg. v. Edgar Platen und Martin Todtenhaupt. München: Iudicum, 2004. 34-44. Druck.
- Dückers, Tanja. „Fußball-Patriotismus. Nicht nur harmlos.“ *Zeit online*. 1. Juli 2008. Internet. 10. Juni 2010.
- Ecker, Gisela. „Das Elend der unterschlagenen Differenz.“ *Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich?* Hg. v. Gisela Ecker. München: Fink, 1997. 7-32. Druck.
- Fetscher, Iring. „Heimatliebe – Brauch und Missbrauch eines Begriffs.“ *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. v. Rüdiger Görner. München: Iudicium, 1992. 15-35. Druck.
- Freud, Sigmund. „Das Unbehagen in der Kultur.“ *Studienausgabe IX. Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*. 1930. Frankfurt/Main: Fischer, 1974. 197-270. Druck.
- . „Das Unheimliche.“ *Studienausgabe IV. Psychologische Schriften*. 1919. Frankfurt/Main: Fischer, 1971. 241-74. Druck.
- Fuhr, Eckhard. „Was ist des Deutschen Vaterland?“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1-2 (2007): 3-7. Druck.
- Führ, Eduard. „Wieviel Engel passen auf die Spitze einer Nadel?“ *Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch - philosophisch - architektonisch*. Hg. v. Eduard Führ. Wiesbaden: Bauverlag, 1985. 12-57. Druck.
- Gebhard, Gunther, Oliver Geisler und Steffen Schröter. „Heimatdenken: Konjunktoren und Konturen. Statt einer Einleitung.“ *Heimat: Konturen und Konjunktoren eines umstrittenen Konzepts*. Hg. v. Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen Schröter. Bielefeld: transcript, 2007. 9-56. Druck.

- Glomb, Stefan. „Identität, persönliche“ *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Hg. v. Ansgar Nünning. 2. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Metzler. 267-68. Druck.
- Greverus, Ina-Maria. *Auf der Suche nach Heimat*. München: Beck, 1979. Druck.
- . *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*. Frankfurt/Main: Athenäum, 1972. Druck.
- Grünewald, Stephan. Interview. *Tagesschau*. 30. Juni 2008. Internet. 5. Juni 2010.
- Handschuh, Gerhard. „Brauchtum – Zwischen Tradition und Veränderung.“ *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*. Hg. v. Susanne Althoetmar-Smarczyk et al. Bd. 1. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1990. 633-74. Druck.
- Hannemann, Christine. „Klein- und Landstädte.“ *Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft*. Hg. v. Stephan Beetz, Kai Brauer und Claudia Neu. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. 105-13. Druck.
- Hinrichs, Dörte und Hans Rubinich. „Die Sucht nach Anerkennung.“ *Deutschlandfunk*. 1. September 2005. Internet. 4. Juli 2010.
- Hofmeister, Klaus und Lothar Bauerochse. Vorwort. *Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl*. Hg. v. Klaus Hofmeister und Lothar Bauerochse. Würzburg: Echter, 2007. 5-7. Druck.
- Hüppauf, Bernd. „Heimat – die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung.“ *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*. Hg. v. Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen Schröter. Bielefeld: transcript Verlag, 2007. 109-40. Druck.
- Irchenhauser, Maria Regina. *Heimat im Spannungsfeld Globalisierung: Studien zu zeitgenössischen Heimatfilmen und Heimattexten*. Diss. Queen's University, 2009. Pro

- Quest's Digital Dissertations and Theses*. Internet. 20. April 2010.
- Jens, Walter. „Nachdenken über Heimat. Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie.“
Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas. Hg. v. Horst Bienek. Passau: Hanser, 1985. 14-26. Druck.
- Koppensteiner, Jürgen. „Anti-Heimatliteratur: Ein Unterrichtsversuch mit Franz Innerhofers Roman *Schöne Tage*.“ *Die Unterrichtspraxis* 14.1 (1981): 9-19. Druck.
- Kropp, Cordula. „Heimat im globalen Zeitalter.“ *Heimat. Die Wiederentdeckung einer Utopie. Tagungsband zu den 1. Saarländischen Heimattagen in Illingen*. Hg. v. Andrea Berger und Martin von Hohnhorst. Blieskastel: Gollenstein, 2004. 141-55. Druck.
- Kunne, Andrea. *Heimat im Roman. Last oder Lust? Transformationen eines Genres in der österreichischen Nachkriegsliteratur*. Amsterdam: Rodopi, 1991. Druck.
- Le Bon, Gustave. *Psychologie der Massen*. Neuenkirchen: RaBaKa, 2007. Druck.
- Lübbe, Hermann. *Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen*. Leeds: Maney, 1982. Druck.
- Massey, Doreen. „A Place Called Home?“ *New Formations* 17 (1992): 3-15. Druck.
- Mecklenburg, Norbert. *Die Grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*. München: Iudicium Verlag, 1986. Druck.
- . *Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman*. 2. Aufl. Königstein: Athenäum, 1986. Druck.
- Mitzscherlich, Beate. „Heimat – die Konstruktion eines Lebensgefühls.“ *Psychologie heute* 9 (1997): 28-35. Druck.
- Moosmann, Elisabeth. *Heimat. Sehnsucht nach Identität*. Berlin: Ästhetik und Kommunikation, 1980. Druck.

Morley, David. *Home Territories. Media, Mobility and Identity*. London: Routledge, 2000.

Druck.

„Nostalgie.“ *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge*. 24. Aufl.

Berlin: de Gruyter, 2002. CD-ROM.

Passig, Kathrin. „Neopatriotismus voller Widersprüche.“ *Deutschlandradio*. 4. Oktober 2006.

Internet. 10. Juni 2010.

Pott, Hans-Georg. „Der ‚neue Heimatroman‘? Zum Konzept ‚Heimat‘ in der neueren Literatur.“

Literatur und Provinz. Das Konzept ‚Heimat‘ in der neueren Literatur. Hg. v. Hans-Georg

Pott. Paderborn: Schöningh, 1986. 7-22. Druck.

Prahl, Eckhart. *Das Konzept ‚Heimat‘. Eine Studie zu deutschsprachigen Romanen der 70er*

Jahre unter besonderer Berücksichtigung der Werke Martin Walsers. Frankfurt/Main:

Lang, 1993. Druck.

„Provinz.“ *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. 13. Leipzig: S.

Hirzel, 1854-1960. Sp. 2179-86. Internet. 23. Juni 2010.

Radisch, Iris. „Wie haben wir sie vermisst! Die Wonnen der Gewöhnlichkeit kehren in die

Literatur zurück.“ *Die Zeit* 8. Okt. 2009. Internet. 30. Juni 2010.

Rosbacher, Karlheinz. *Heimatkunstabewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie*

der Jahrhundertwende. Stuttgart: Klett, 1975. Druck.

Schlink, Bernhard. *Heimat als Utopie*. Frankfurt: Suhrkamp, 2002. Druck.

Schönberger, Birgit. „Die Seele kommt nicht mehr zur Ruhe.‘ Heimatlosigkeit als Preis der

Moderne.“ *Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl*. Hg. v. Klaus

Hofmeister und Lothar Bauerochse. Würzburg: Echter, 2007. 88-103. Druck.

Schweikle, Irmgard. „Heimatliteratur.“ *Metzler Literatur Lexikon. Stichwörter zur Weltliteratur*.

- Hg. v. Günther Schweikle und Irmgard Schweikle. Stuttgart: Metzler, 1984. 184. Druck.
- Seitz, Norbert. „Die Nachhaltigkeit eines neuen Patriotismus.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1-2 (2007): 8-13. Druck.
- Strzelczyk, Florentine. *Unheimliche Heimat. Reibungsflächen zwischen Kultur und Nation*. München: Iudicium Verlag, 1999. Druck.
- Taberner, Stuart. „The German Province in the Age of Globalisation: Botho Strauß, Arnold Stadler and Hans-Ulrich Treichel.” *German Literature in the Age of Globalisation*. Hg. von Stuart Taberner. Birmingham: U Birmingham P, 2004. 89-109. Druck.
- Thome, Stephan. *Grenzgang*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2009. Druck.
- Von Bredow, Wilfried und Hans Foltin. *Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls*. Berlin: Dietz, 1981. Druck.
- Von Moltke, Johannes. *No Place Like Home. Locations of Heimat in German Cinema*. Berkeley: U California P, 2005. Druck.
- Vormweg, Heinrich. „Provinz – Ein Schlüsselwort der deutschen Literatur.“ *Jahresring* 67/68. *Beiträge zur deutschen Literatur und Kunst der Gegenwart*. Hg. v. Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1967. 281-92. Druck.
- Wickham, Christopher J. *Constructing Heimat in Postwar Germany. Longing and Belonging*. Lewiston: Edwin Mellen Press, 1999. Druck.
- Willems, Gottfried. „„Sie kam von der Stadt. Ich kam vom Land. – Sie wusste nichts von mir.“ Zur Geschichte des soziotopographischen Schemas Stadt-Land-(Globus), zum Neuen Heimatroman und zu Arnold Stadlers *Ein hinreißender Schrotthändler*.“ *Provinz und Metropole. Zum Verhältnis von Regionalismus und Urbanität in der Literatur*. Hg. v.

Dieter Burdorf und Stefan Matuschek. Heidelberg: Winter. 383-402. Druck.